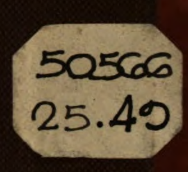
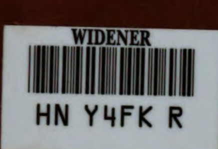




Von kleinen und grossen Leuten - 1905

Preis 50 Pfennig der Band.



Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.
Band 7.



Von kleinen und großen Leuten.

Von

Otto Ernst.



Alle 14 Tage erscheint ein Band.
Man abonniert in allen Buchhandlungen.

Forts. siehe 3. Seite des Umschlags.

o

⁂ Engelhorns ⁂
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.
22. Jahrgang. Band 7.

Von kleinen und grossen Leuten.

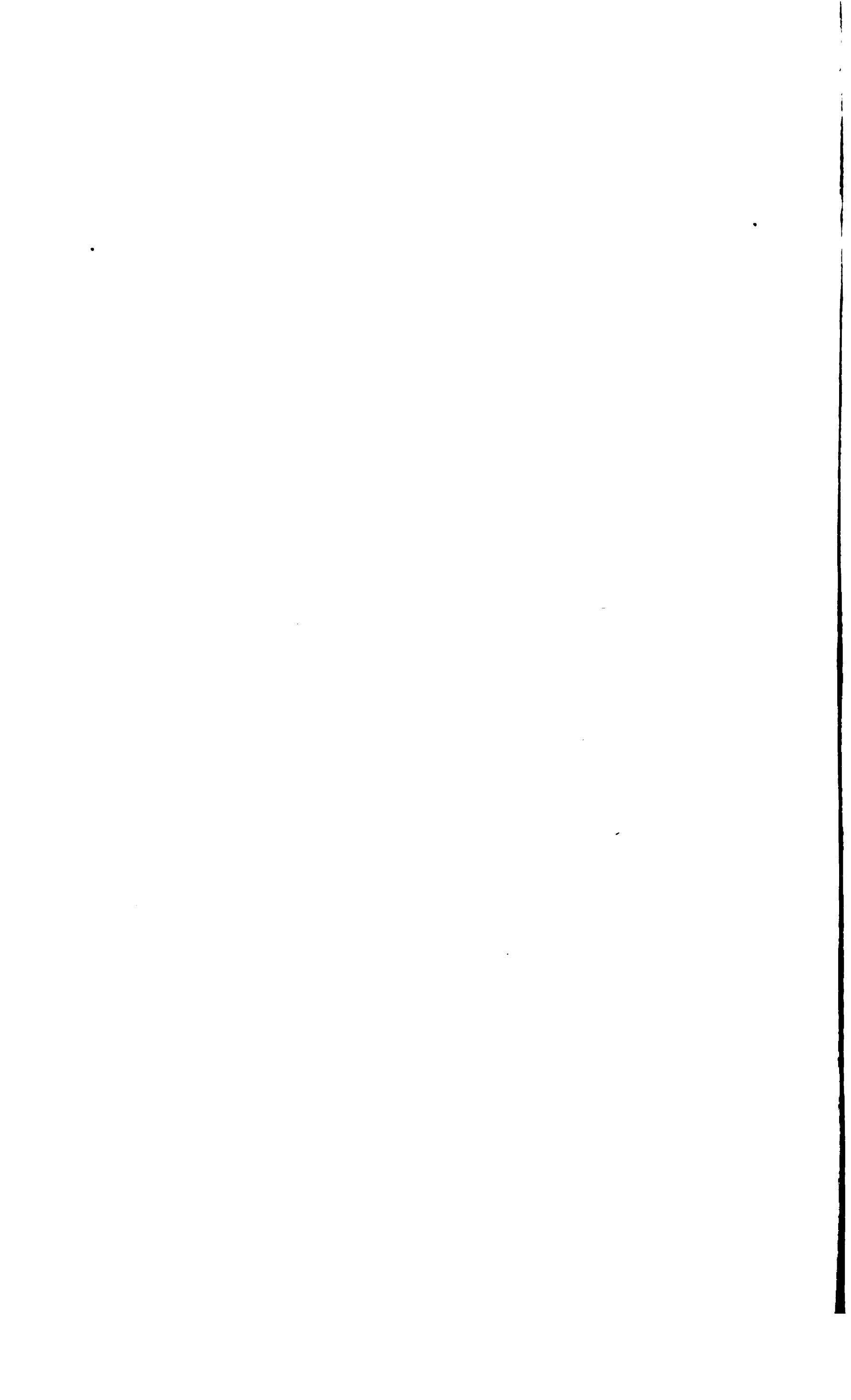
Von

Otto Ernst.

Stuttgart 1905.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Anna Menzel.

Herr Sievers und Frau betrachteten sich ihr erstes Dienstmädchen. Herr Sievers hatte in den letzten Jahren Glück gehabt in seinem Maurerhandwerk, so viel Glück, daß er sich nun ein eigenes Haus und seiner Frau ein Dienstmädchen leisten konnte. Die Zigarre zwischen den halb entblößten Zähnen haltend, lugte er über das „Lokale" seiner Zeitung hinweg nach dem Mädchen; Frau Sievers aber gab sich, in einem breiten Sessel ruhend, dem hochinteressanten Geschäft mit ihrer ganzen und vollen Persönlichkeit hin. Man durfte immerhin von einer vollen Persönlichkeit sprechen.

Vor ihr stand ein schlankes Mädchen von achtzehn oder höchstens neunzehn Jahren. In glücklichen Stunden mochte das Mädchen hübsch sein — das ließ sich fast mit Sicherheit annehmen — zur Zeit aber lag ein Ernst auf seinen Zügen, der zu seinen Jahren in keinem Verhältnis stand. Die Mundwinkel waren beständig ein wenig herabgezogen: ein Zug, den der Kummer nur durch jahrelange, liebevoll-stetige Arbeit auf unserm Gesicht herausbildet.

„Ich gebe sechzig Taler Lohn," sagte Frau Sievers, indem sie sich auf der „Sechzig" einen Augenblick lang behaglich situierte; dann in die Wirklichkeit zurückkehrend, wiederholte sie: „Sechzig Taler Lohn und natürlich Mützengeld."

„Wenn es ginge," wandte das Mädchen bescheiden ein, „möchte ich lieber keine Mützen tragen."

Aber das gab's nicht. Nun konnte sich Frau Sievers zum ersten Male einen Dienstboten gönnen, und da sollte es keiner in Uniform sein? Und warum denn nicht? Das verstehe sie nicht!

Das Mädchen machte eine kaum merkliche, verlegene Bewegung und schwieg.

„Alle vierzehn Tage," fuhr Frau Sievers fort, „haben Sie einen Abend in der Woche frei, und außerdem alle drei Wochen einen Sonntagnachmittag — wenn Sie mit Ihrer Arbeit fertig sind natürlich. Aber um zehn Uhr müssen Sie zu Hause sein; später ausbleiben und Herumtreiberei und so was dulde ich durchaus nicht." Sie lehnte sich tief in den Sessel zurück, und das Auge eines Dichters würde in diesem Augenblick gesehen haben, wie sie sich einen schweren und teuren Mantel von sittlicher Würde um die Schultern zog. „Herr Sievers ist darin sehr strenge," fügte sie hinzu.

Herr Sievers wußte nicht, wie er zu dieser Huldigung kam; aber er acceptierte sie, indem er seine Züge sichtbarlich verhärtete.

„Sie können auch sonst gern mal gehen, wenn Sie fertig sind," sprach die Herrin des Hauses in liberalem Tone weiter. „Viel zu tun haben Sie hier ja nicht; die paar Zimmer — Kinder sind hier nicht — wenn Sie mal mit nach dem Essen sehen und nachmittags 'n bißchen Handarbeit machen — dann können Sie nachher meinetwegen tun und machen, was Sie wollen."

„Muß ich auch die Wäsche machen?" fragte das Mädchen.

„Ja — natürlich! Aber das Plätten besorge ich selbst. Das macht mir doch keine zu Dank." Die letzten Worte sprach sie zu ihrem Gatten gewendet.

In seinem Nicken sprach sich Anerkennung ihrer hausfraulichen Tugenden aus.

„Wie heißen Sie noch?"

„Anna Menzel.“

„Also, wenn Sie einverstanden sind, Anna, dann können Sie am ersten Mai zugehen. Hier sind Ihre Zeugnisse und Ihre Dienstkarte.“

Das Mädchen nahm die Papiere dankend entgegen und verabschiedete sich. Herr Sievers machte mit der Zigarre im Munde eine gemessene, aber wohlwollende Sitzverbeugung. —

Das wurde Anna bald genug klar: ein schlechter Dienst war es bei den Sievers nicht. Wenigstens in einer Hinsicht war man nicht interessiert: Essen und Trinken waren gut und reichlich; sie durfte sich nehmen, soviel sie wollte. Und als sie wenige Tage nach ihrem Antritt das Mißgeschick hatte, eine ziemlich wertvolle Terrine auf den Boden und in Scherben fallen zu lassen, bemerkte zwar Frau Sievers mit mildem Vorwurf und offenbar in Übereinstimmung mit den Tatsachen, daß sie die Terrine doch vier Jahre lang gebraucht und nie „entzweigeschmissen“ habe; aber sonst machte sie durchaus kein Aufhebens von der Sache, und nach drei Minuten hatte sie sie bereits vergessen.

Ein wahres Glück für Anna Menzel, endlich wieder, wie es doch schien, ein erträgliches Dasein gefunden zu haben. Bis ins siebzehnte Jahr hinein war sie, eine einzige Tochter, im Elternhause gewesen; an Stelle ihrer kränklichen und arbeitsunfähigen Mutter hatte sie den Haushalt geführt. Ihr Vater, ein kleiner Handwerker, hatte einen auskömmlichen Verdienst, aber auch nichts mehr gehabt. Das Bedürfnis, ihre Tochter „vom Hause zu geben, damit sie Unterschied lerne“, hatten die beiden Alten nie gefühlt; vielmehr hielten sie diese treue und liebevolle Hilfe mit Herzen und Händen fest. Und es war gut, daß sie noch ein paar Jahre zärtlichen und warmen Beisammenseins mit ihrem Kinde genossen; denn bald rief sie der

Tod, eines schnell nach dem andern, ab. So stand das Mädchen allein. Ein älterer Bruder war schon vor Jahren nach Amerika gegangen und ließ wenig und außer der Nachricht von seinem Wohlergehen nur Gleichgültiges von sich hören. Im „Lande der Freiheit“, wo die Menschen — von der Hitze oder von der Jagd nach dem Dollar? — so ausgemergelte, ausgereckte, abgehetzte, gierende Züge bekommen, war er seiner Familie abgestorben.

Anna ging ihre Diensterfahrungen durch: sie war bisher durchaus nicht verwöhnt worden. Am besten war es noch in ihrem ersten Dienstverhältnis gewesen, obwohl die Hausfrau sehr wenig Liebenswürdigkeit gezeigt hatte. Desto freundlicher war der muntere, stets zum Scherze geneigte Herr gewesen. Die Gebieterin, die den Scherz ihres Gatten nicht so kindlich unbefangen beurteilte wie Anna, hielt es für geraten, vorzubeugen und das Mädchen zu verabschieden. Ahnungslos und nicht wenig bestürzt empfing Anna die Kündigung, und als sie weinend nach dem Grund fragte, erhielt sie eine ausweichende Antwort. Wie entsetzlich, die erste Stelle schon nach einem halben Jahre verlassen zu müssen! Das war eine hübsche Empfehlung! Freilich fiel das Zeugnis sehr günstig aus, und so fand sie denn auch bald einen neuen Dienst.

Aber auf dieser zweiten Stelle hatte sie hungern und frieren müssen. Das tat weh. Die Speiserationen wurden ihr zugemessen, und die Hausherrin, die alle Sparsamkeitsrezepte aus ihrem Hausfrauenjournal befolgte und sie in der Ausführung noch zu überbieten versuchte, sammelte die Krumen, um sie im Brotschrank zu verschließen. Annas Zimmer war, wie fast alle „Mädchenzimmer“, nicht heizbar; auf ein eigenes wohnliches Gelaß, auf eine Heimat mit vier Wänden hatte sie keinen Anspruch. Und in der allerdings heizbaren Küche, in der das Mädchen sich auch in seinen freien Stunden aufhielt, wurde außer dem für

die Bedürfnisse der Herrschaft erforderlichen Quantum den ganzen Winter hindurch keine Kohle gebrannt. Dagegen war die junge Hausfrau nach Vorschrift ihres Journals sehr für gesunde, frische Luft eingenommen, weshalb sie auch an recht kalten Tagen, sofort nach Fertigstellung der Mahlzeiten weit die Küchenfenster zu öffnen pflegte. „Frische Luft ist das halbe Leben," pflegte sie dann wohl in heiter überzeugtem Tone zu dem Mädchen zu sagen, indem sie wieder in die erwärmte Wohnstube ging.

Anna hätte wohl gern dieses unwirtliche Haus verlassen; aber sollte sie auch den zweiten Dienst so bald aufgeben? Unmöglich.

Und dann war doch auch eines — ach ja, eines war dagewesen, an dem sie wirklich mit ganzem Herzen gehangen hatte: das Kind ihrer Herrschaft! Der süße kleine Erwin! Wer ihn jetzt wohl des Nachmittags auf dem Arme trug und spazieren fuhr? Die hatte ihn wohl nicht so lieb wie sie! Zu ihr — gewiß — zu ihr war er immer viel lieber gegangen als zu seiner Mutter! „Janna, Janna, bei Janna schein!" hatte er — ach wie oft — gerufen und dabei die dicken, runden Ärmchen ausgestreckt. Solch ein reizendes Geschöpf gab es ja wohl nicht wieder auf der Welt. Sie hätte so gern eine Photographie von ihm gehabt; aber das wagte sie nicht zu sagen. — Ach ja, wie mocht' es ihm nun wohl gehen? —

Fest und leidenschaftlich hatte sie dieses Kind an ihr Herz geschlossen; wenn sie mit ihm allein war, hatte sie es heimlich geherzt und gehätschelt und auf Ärmchen und Wangen geküßt, und dann war sie glücklich gewesen, auf Augenblicke glücklich und ganz zufrieden. Und als nach einem Jahre der Dienst zu Ende war, weil der Herr Zollamtsassistent versetzt wurde, da hatte sie mit heißen, strömenden Tränen von ihrem Liebling Abschied genommen. Wieder ganz arm, war sie mit ihrem Bündel ganz von neuem in

die Welt hinausgegangen. Das hatte sie nicht gewußt, daß ihr das Kind eine Heimat gewesen — —

Dann war sie als Kleinmädchen in das große Haus eines „Konsuls“ gekommen, eines jener Großkaufleute, die aus den Kolonieen „drüben“ einen bunten Papagei, eine farbige Frau und vor allen Dingen Geld mitgebracht haben. Seelenfroh war Anna, daß sie nun ein Nebenmädchen, eine Kameradin, eine mitfühlende Genossin hatte. Nun konnte sie doch einmal ein vertrauliches Wort reden, ohne beständig fürchten zu müssen, daß sie die „Grenzen ihrer Stellung“ überschreite. Diese beklemmende Furcht hatte nun schon so lange unablässig auf ihr lebendig klopfendes Herz gedrückt. Und die Köchin war eine Person von wahrhaft bezwingender, stürmender Liebenswürdigkeit. Gefällig und kameradschaftlich bis zum Übermaß! Und wie drollig und ungeniert sie über die Herrschaft sprach! Wie im Himmel fühlte sich Anna; der Gipfel ihres Glückes war erklommen. Sobald aber die Köchin merkte, daß die andre sich durch ihr stilles, freundliches Wesen bei den Herrschaften eine besondre Beliebtheit erwarb, begann sie plötzlich eine wunderbare Gemeinheit zu entwickeln. Sie erschwerte ihrer Genossin nach Kräften die Arbeit, verleumdete sie bei der Herrschaft, kränkte sie täglich und stündlich durch Worte und Mienen von ausgesuchter Niederträchtigkeit und entwickelte eine unglaubliche Vielseitigkeit in der Erfindung immer neuer Bosheiten. Mit dieser Person sollte Anna zusammenwirken und zusammenleben! Es kam ihr eine Ahnung davon, daß es auf der Welt kein entsetzlicheres Schicksal gibt, als einem elenden Menschen preisgegeben zu sein. Sie brachte ihre Tage mit Weinen, mit zornigen Vergeltungsgedanken, mit ohnmächtiger Verzweiflung zu. Einer solchen naiven, selbstgerechten Roheit gegenüber war sie wehrlos. Als sie eines Tages mit einem Handwerker, der im Hause des Konsuls eine Reparatur zu besorgen hatte, ein paar Minuten ge-

plaudert hatte, erklärte die Köchin mit erhaben und breit agierender, explosiver Entrüstung, daß sie zur Herrschaft gehen und kündigen wolle, und dann wolle sie sagen, daß sie ein anständiges Mädchen sei und nicht länger mit „so einer" zusammendienen wolle, die jedem „Kerl" nachlaufe.

Das stieß denn dem Faß den Boden aus. Ein ganzes Jahr hatte Anna auf ihrer vorigen Stelle Hunger und Kälte gelitten, und sie würde noch länger ausgehalten haben; aber dies war nicht mehr zu ertragen. Sie stellte dem Konsul die Sache vor. Die kleine, zierliche Frau Konsul war, als sie Anna kaum zu Ende gehört hatte, ganz bange geworden; sie hatte mit beiden Händen heftig abgewehrt und sie an den Herrn verwiesen.

Der Herr Konsul behandelte die Sache sehr würdevoll und reserviert. Man kann sich doch nicht mit dem Gezänk der Dienstboten befassen.

„Wir haben so etwas schon bemerkt, Anna," sagte der Herr Konsul. „Und wir können uns ja wohl denken, auf wessen Seite die Hauptschuld zu suchen ist. Aber das wird sehr schwer festzustellen sein, und darum ist es das Beste, Sie gehen beide."

Vor diesem Akte der Gerechtigkeit bekam Anna einen lebhaften Schreck; aber was half es — sie mußte ihren Dienst nach einem halben Jahre verlassen und das war ihr unsagbar peinlich.

Auch die Köchin mußte gehen; aber schon vierzehn Tage später suchte der Herr Konsul sie persönlich auf, „kaufte" sie von ihrer neuen Herrschaft „los", und im Triumphe kehrte sie zurück an die Stätte ihrer früheren, ruhmgekrönten Wirksamkeit. Sie kochte denn doch zu famos, und namentlich wußte sie die unglaublichsten Ragouts mit einer Meisterschaft zu bereiten — ah! — der Herr Konsul hätte es einfach nicht länger ohne sie ausgehalten.

In zwei Jahren dreimal die Stelle wechseln — ja, es

war ein eigenes Mißgeschick, das Anna verfolgte. Aber nun hoffte sie auch festzusitzen; in den ersten acht Tagen wenigstens ließ sich ja alles recht gut an. Wenn ein böser Zufall sie nicht wieder vertrieb, so hoffte sie lange auszuhalten bei den Sievers; an ihr sollte es nicht liegen!

Ihr schlichter Geist war aber nicht vorausschauend genug, um zu ahnen, daß um diese Zeit im friedevollen Gemüt der Frau Sievers große Umwälzungen sich vollziehen würden. Die ungeheure Bedeutung des Dienstboteninstituts kam nämlich dieser beschaulichen Frauennatur erst nach und nach im ganzen Umfange zum Bewußtsein. Schon nach acht Tagen erkannte diese Menschenkennerin, daß man dieser Anna neben der Reinigung und Instandhaltung der sechs Wohnräume nicht nur die ganz allgemeine und bloß zeitweilige Obhut über die Kochtöpfe übertragen, sondern daß man die Gesamtheit der überwachenden Tätigkeit, wie Umrühren und Wenden, Begießen und Würzen der Speisen vertrauensvoll in ihre Hände legen könne.

Und nach Verlauf weniger Wochen, in denen Anna sich glänzend bewährte und Herrn Sievers das Essen besser schmeckte als je zuvor, übertrug ihr Frau Sievers mit einem kühnen Vorstoß auch die gesamte Initiative im Kochgeschäft, so daß ihr nur noch die allerdings täglich sich erneuernde Sorge um den Küchenzettel blieb. Sie gehörte zu jenen hochherzigen Naturen, die nicht halb vertrauen und halb mißtrauen können; wo sie einmal vertraute, da vertraute sie ganz; auf wen sie bauen konnte, auf den baute sie immer ein Stockwerk nach dem andern.

So ehrenvoll für Anna nun auch zweifellos die wiederholte, stillschweigende Bestätigung ihrer unbedingten Verläßlichkeit war, so läßt sich doch begreifen, daß sie weiteren Vertrauensbeweisen mit einer gewissen Beunruhigung entgegensah. Die „sonstigen" freien Stunden, in denen Anna „tun und machen konnte, was sie wollte", waren eigentlich

vom ersten Tage an in Wegfall gekommen. Freilich konnte sie den ganzen Tag über tun und machen, was ihr gefiel (denn keine Seele kümmerte sich um sie), nur mußte am Abend ihr Pensum bewältigt sein, und dieses Pensum half ihr über die Qual, die die Wahl einer Beschäftigung so manchem bereitet, glatt hinweg. Seit einiger Zeit schon hatte sie freiwillig ihre Ausgehabende zu Hilfe genommen — es mußte sein, wenn sie überhaupt fertig werden wollte.

Was sollten ihr denn auch diese Abende? Wohin, zu wem sollte sie gehen? Sie hatte wohl ein paar entfernte Verwandte in der Stadt; aber die waren ihr fremder als Fremde. Im Elternhause hatte man still und für sich gelebt und nur sehr wenig Umgang mit andern gepflogen. Gleichwohl hatte sie hin und wieder eine Freundin gehabt, eine Schulfreundin — aber was sind Schulfreundschaften! Mit einer wohl war sie recht herzlich verbunden gewesen; aber die hatte eine reiche Partie gemacht. Da „paßte" es nicht. Was würden die wohl für Augen machen, wenn sie zum Besuche käme, ein Dienstmädchen — na!

Zum Tanze ging sie auch nicht. Vor dem Tanzboden hatte man ihr im Elternhause eine unbegrenzte Scheu eingeprägt — dahin gehen, das war schon so gut wie untergehen da draußen, da, in dem unheimlich tosenden Wirbel, der allabendlich durch die Stille herüberdrohte.

Hätten ihre Eltern noch gelebt, so würde sie es doch vielleicht eines Abends gewagt haben, dem Verbot zu trotzen und ein erstes Mal den Tanz zu kosten; denn wie ein Rückzugs- und Anlehnungspunkt war das elterliche Haus da. Aber in ihrer Einsamkeit hatte sie doppelte Furcht vor dem Weltwirrsal; ein Schritt hinaus schien ihr das Verderben.

Öffne dem jahrelang gefangenen Vogel den Käfig: er getraut sich nicht in die Freiheit.

Also was sollte sie mit den Ausgehabenden anfangen?

Sie arbeitete, um ruhig schlafen gehen zu können. Um die notwendigen Arbeiten für sich selbst besorgen zu können, ihre Wäsche, ihre Kleider auszubessern und im Stand zu halten, blieben ihr ja noch die freien Stunden am Sonntagnachmittag.

Frau Sievers war gewiß eine gute Hausfrau; noch vor kurzem hatte ein Hausfreund sie in einem Toast eine „Zierde ihres Geschlechts" genannt, bei der man vorzüglich esse und die ihr Heim wie ein Schmuckkästchen halte, und Herr Sievers hatte in verhaltener Begeisterung dazu genickt. Sie verstand sich vortrefflich auf das „stille Walten", namentlich seitdem sie mit geruhiger Regelmäßigkeit einen Jahresring nach dem andern ansetzte; alles machte sie ohne Aufregung und ohne Anstrengung. In ihren kontemplativsten Stunden gelangte sie — spät genug — zu der Erkenntnis, daß der Begriff „Dienstbote" eigentlich das Merkmal einer absoluten Verantwortlichkeit und Verwendbarkeit in sich schließe. Eine arbeitende Dienstbotenbesitzerin —? Mit dem eigentümlichen, treffsicheren Instinkt der Frauen ahnte sie so etwas wie eine contradictio in adjecto, obwohl sie von einer solchen sicherlich nie gehört hatte. Und so schrak diese mutige Frau auch vor der letzten Konsequenz, vor dem höchsten Beweis ihres Vertrauens nicht zurück, das Bügeln der Wäsche, das „ihr sonst doch niemand zu Dank machte", an das Mädchen abzutreten.

Sie hatte früher selbst arbeiten müssen, diese Frau, und sie hätte ein Maß haben können für die Kraft und die Bürde eines Menschen. Aber Emporkömmlinge vergessen leicht. Und sie übernehmen sich an jedem neuen Gewinn. Jede neue Stufe feiern sie mit einem sinnlosen Rausch.

Wenn sie unter ihrer Last nicht zusammenbrechen wollte, mußte Anna nun wohl ein Stück von ihrer Gewissenhaftigkeit über Bord werfen. Das kostete ihr unendlich

viel Überwindung. Aus dem Elternhause hatte sie einen peinlichen Ordnungssinn mitgebracht. Etwas Unfertiges, nachlässig Gearbeitetes hatte sie nie aus den Händen loswerden können. Nun mochte sich ihre reinliche Natur noch so sehr sträuben — sie mußte sich schon in die Notwendigkeit fügen, wenn die Arbeit wenigstens äußerlich abgetan werden sollte.

Gegen solche Reduktionen hatte nun auch Frau Sievers nicht das Geringste einzuwenden, und zwar schon um deswillen nicht, weil sie nichts davon merkte. Die Natur hatte ihr jenen Blick für das Große verliehen, der über die Ecken und Winkel hinwegsieht. Dazu kam, daß sie ihre Tage entweder außer dem Hause in anregendem Verkehr mit gleichgestimmten Freundinnen oder, wenn sie zu Hause war, doch fast immer in derselben Stube und auf derselben Chaiselongue verbrachte. Die Lesezirkelmappe, die das Haus Sievers ersichtlich aus fünfzehnter Hand empfing, brachte wöchentlich sieben Romanstücke. Die „Novellenzeitung" oder, wie Frau Sievers mit Nachdruck aussprach: „Nofellenzeitung" — sie ärgerte sich über die Unbildung, die ein „w" las, wo doch „v" stand — also die „Nofellenzeitung" fügte fünf Romanstücke hinzu, und damit nichts umkomme, wurde der Roman unter dem Strich der Tageszeitung im Vorübergehen mitgenommen. Die Auseinanderhaltung dieser dreizehn „Fortsetzungen" wäre an sich wohl eine Aufgabe gewesen, vor der sich Anna Menzels Tagewerk schamhaft hätte verkriechen müssen; aber glücklicherweise kam es den meisten dieser Romane auf ein paar untergeschobene, entführte oder vertauschte Kinder oder Kapitel nicht an. Und Frau Sievers war in diesem Punkte nun schon gar nicht kleinlich.

Bei solcher Lage der Dinge erscheint es begreiflich, daß Anna Menzel unter Scheltworten und Antreibereien nicht zu leiden hatte. Insofern war die Behandlung gut; sie

wurde eben überhaupt nicht behandelt. Hier war die Arbeit und da war das Geld dafür; drinnen war die Herrschaft und draußen war das Mädchen. Ihre Mahlzeiten nahm sie am Küchentisch ein; ihre freien Stunden feierte sie am Küchenfenster. Wenn man einmal den beiden Sievers von ihrer großen Dankespflicht gesprochen hätte, so würden sie ohne Zweifel ein Gesicht gemacht haben wie ein Pferdeknecht, der, mitten in der Nacht aus dem Schlafe gerissen, eine Stelle aus dem Thukydides übersetzen soll. Und doch ist ein ungerechtes Scheltwort leichter zu ertragen, als stillschweigender, ahnungsloser Undank.

Schon nach den ersten acht Tagen hatte Anna zu fühlen angefangen, daß ihr in diesem Hause etwas fehle. Aber sie wußte nicht, was. Merkwürdig — hier brauchte sie nicht zu hungern und nicht zu frieren — hier quälte sie nicht die Niedertracht einer unversöhnlichen Feindin — sie wurde nicht gescholten und nicht getrieben — und doch — ja ja, wahrhaftig — es war ihr fast, als hätte sie lieber gehungert und gefroren. —

Was war das nur? —

Warum war es ihr hier immer bei der Arbeit so, als nütze das alles nichts, als habe das gar keinen Zweck, was sie tue, als werde das nun immer so bleiben bis ans Ende ihrer Tage, einerlei, ob sie nun fleißig sei oder nicht? Warum fand sie nie mehr den Mut, ein Liedchen vor sich hinzusummen, wie sie das sonst wohl bei der Arbeit getan hatte? Warum grübelte sie überhaupt jetzt so viel, und warum ertappte sie sich zuweilen auf so seltsamen Gedanken? Warum hatte sie zuweilen das Gefühl, als müsse sie Wischtuch und Besen weit von sich werfen, die Tür aufreißen und hinausstürmen, um sich zu retten, zu retten!

Zu retten? — Wovor?

Als müsse sie mit weit ausgebreiteten Armen durch die Straßen gehen und sagen: „Hier bin ich, hier bin ich —

kennt ihr mich denn eigentlich? War nicht einer da, der nach mir fragte, der mir etwas zu sagen hatte?“

Und wenn sie dann einmal auf der Straße war, wenn sie am Sonntagnachmittag das Grab ihrer Eltern besucht hatte und nun „spazieren“ ging, dann wagte sie sich wieder nicht an die Welt heran. Planlos, ziellos schritt sie dann fürbaß, viel zu schnell, viel zu sehr in sich gekehrt, um am Gehen, am fröhlichen, befreienden Wechsel der Umgebungen Freude und Erquickung zu haben. Meistens schritt sie immer geradeaus, so lange, bis Ermüdung ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Weg lenkte. Sie nahm sich vor, hierhin und dorthin zu gehen; aber auf halbem Wege kam ihr immer die Frage: Was soll ich da?

In den Tanzsaal gehen? Wo sie ganz allein unter all den Fröhlichen sitzen würde? Sollte sie sich da hinsetzen und sich anbieten: Wer will mich haben? Und wenn sie nun niemand haben wollte? Sie wurde rot bei dem Gedanken. Nein, an den Tanzsaal war gar nicht zu denken.

Und ihre Schüchternheit wuchs eher, als daß sie abnahm. Einmal zaghaft gewesen macht feige für zehnmal. Da war ein Biergarten, darin saßen Leute an Tischen, plaudernd und der Musik zuhörend. Sollte sie hineingehen und sich auch ein Glas Bier geben lassen? Die Leute würden sie ansehen; sie würde auffallen. Und was sollte sie auch so allein dasitzen? —

Aber da war ein Fruchtladen. Sollte sie sich einmal Kirschen kaufen?! Aber wo sollte sie sie essen? Auf der Straße? Das ging doch nicht! Also ließ sie's.

Vor dem Schaufenster einer Konditorei blieb sie stehen. Die ausgestellten Torten und Bonbons lockten sie sehr; sie hatte etwas so Schönes noch nie gekostet. Zu dem eleganten Laden wie zu allem Glänzenden und Kostbaren stellte sie sich die abenteuerlichsten Preise vor. Die Damen, das wußte sie, pflegten in die Konditorei zu gehen. Daß

auch sie da hineingehen könne, wäre ihr nie auch nur flüchtig in den Sinn gekommen.

„Guten Tag, Fräulein Schröder!“ sprach plötzlich jemand dicht neben ihr, indem er tief den Hut zog.

„Guten Tag,“ hatte sie mechanisch geantwortet. Sie sah auf und blickte in ein durchaus fremdes Gesicht.

„Sie irren sich wohl,“ sagte sie befangen.

„O Pardon! Bitte tausendmal um Verzeihung. Wirklich ganz frappante Ähnlichkeit —“ sprach der Höfliche mit frech und schlecht gespielter Verlegenheit. Es kam ihm nicht darauf an, eine Illusion zu erzeugen.

Sie machte eine Verbeugung, wie sie glaubte, daß man vor solch vornehmen Herren machen müsse, und ging weiter.

„Aber mein Fräulein, warum denn so eilig!“ rief er hinter ihr. Ängstlich beschleunigte sie ihre Schritte.

„Herrjeses, sei'n Se man nich bange; ich fress' Se nich!“ rief der Liebenswürdige, diesmal mit dem Tone der Herzenshöflichkeit.

Fast jedesmal war sie lange vor zehn Uhr im Hause. Sie legte dann ihre Sonntagskleider ab, packte sie behutsam in ihren Schloßkorb, zog ein alltägliches Kleid an und setzte sich mit einer Näharbeit in die Küche, um nach den ersten zwanzig Stichen einzuschlafen. Stundenlang schlief sie am Küchentisch, den Kopf auf die Arme gelegt, bis sie, oft erst lange nach Mitternacht, fröstelnd erwachte und sich in ihre Kammer und ins Bett schlich.

Schließlich zog sie dem zweck- und freudelosen Umherirren die Küche noch vor, und so blieb sie auch an den meisten Ausgehsonntagen zu Hause. Und doch war die Küche kaum ein sonderlich anheimelnder Ort. Sie war in ein ewiges Halbdunkel getaucht; das Fenster führte auf einen etwa zehn Schritt breiten und vielleicht doppelt so langen Hof, der rings von vier Stock hohen Mauern umgeben war, und Sonne und Mond schauten im ganzen

Jahr nur auf wenige flüchtige Augenblicke herein. Dieser Hof, eine Art von Luftschacht, hielt mit zäher Gewissenhaftigkeit alle Küchengerüche so lange wie möglich fest und war außerdem ein ausgezeichnetes Kommunikationsrohr für alles Lachen und Schreien, Singen und Zanken, das aus den verschiedenen Stockwerken kam. In der sonntäglichen Stille schwieg meistens auch das, und Anna konnte dann ungestört beachten, wie oben an der dritten Etage die Sonnenstrahlen mit dem rosafarbenen Blütenball einer Hortensie spielten oder wie der Regen sich in den Eimern und Waschbottichen auf dem Hofe ansammelte und wie er aus dem Ausflußrohr der Dachrinne rauschend hervorschoß, um durch den Sielrost in der Mitte des Hofes zu verschwinden. Da lag ein Stück Papier auf dem Rost, und das Wasser gab sich nun schon eine Viertelstunde lang die erdenklichste Mühe, es in die Tiefe mit hinabzureißen. Nun wurde das Blatt vom Wasser gehoben; dann kam ein Strahl, der es wieder platt auf den Rost drückte. Es mußte starkes Papier sein. Jetzt flatterte der eine Zipfel auf und ab, und jetzt — da — da war er losgerissen, und im Nu verschwand der Fetzen in die Tiefe. Aber die andre Hälfte hatte sich auf die Seite gerettet und lag nun außerhalb des Stromes. Ob das Stück nicht zuletzt auch noch mit hineingerissen wurde? Sie wollte doch einmal sehen. Und sie starrte auf das Stück Papier, so lange, bis sie ganz, ganz anderswo war mit ihren Gedanken, weit, weit weg, in ihrer Kindheit, in ihrer Schulzeit.

Dann stand sie auf und holte aus dem Schloßkorb, der mit dem Bette zusammen ihre Kammer nahezu ausfüllte und der all ihre Habseligkeiten enthielt, ihre Schulbücher. Mit unbegrenzter Sorgfalt und Pietät hütete sie diese Schätze aus einem glücklichen, geistigen Leben der Vergangenheit; ein befreiendes, stolzes Gefühl überkam sie, wenn sie mit zärtlicher Schonung die Blätter wendete. Sie

packte die Bücher sorgsam zusammen und nahm sie mit in die Küche. Über ihre Handarbeit hinweg schaute sie hinein. Das war das abgegriffene Lesebuch mit seinen vielen traulichen Geschichten und Gedichten, die sie fast alle auswendig wußte, wenigstens gewußt hatte; ob sie jetzt noch —? Sie versuchte die „Kraniche des Ibykus" aus dem Gedächtnis herzusagen, leise für sich, mit dem gleichförmigen, etwas empfindsam singenden Tonfalle, wie ihn Mädchen sich gern aneignen; aber es ging nicht; immer wieder blieb sie stecken. Mit einer gewissen Angst hatte sie bisher festzuhalten gesucht, was ihr die Volksschule mitgegeben hatte; wie ein paar mit Schweiß und Sorgen erworbene Sparpfennige hatte sie ihr Wissen zusammengehalten, war sie es in freien Stunden nach ihren Heften und Büchern mit stiller Freude immer wieder durchgegangen. Aber jetzt hatte sie ihren kleinen Schatz lange nicht revidieren können, und er schrumpfte zusammen. Ihr war auch so dumpf im Kopf seit einiger Zeit! — Sieh da, die „Heinzelmännchen". Das hatte sie immer so gern gehabt. Ach ja — — Heinzelmännchen! Und einen Augenblick wünschte sie ernsthaft — so ernsthaft, als wenn es wirklich etwas nützen könne, wünschte sie, daß es doch Heinzelmännchen geben möchte. Sie malte sich einen Augenblick aus, wie das sein möchte. Sie hatte noch ein wunschkräftiges Herz.

Und eine kindliche Freude hatte sie dann an ihren Zensuren. Mit Wohlbehagen ging sie sie durch: sie waren immer besser geworden. Überaus stolz war sie darauf, daß sie einmal so schön hatte schreiben können, wenn ihre Hände nun auch hart, rauh und steif geworden waren.

Da war ja auch das Rechenbuch. Nun mußte sie doch einmal sehen! — Sie blätterte mit dem Eifer eines ehrgeizigen Schulkindes: da war sie, die große, schwere Aufgabe — fast eine halbe Seite nahm sie ein — mit x und y und z; ihre Mitschülerinnen hatten sie immer angestaunt,

daß sie das konnte! Und sie ging daran, die Aufgabe zu lösen. Aber sie kam immer mit ihren Folgerungen nicht weit; die Positionen wirbelten ihr durcheinander; dann fing sie mit einer gewaltsamen Anstrengung wieder von vorn an; sie straffte verzweifelt die Stirnhaut und zog sie wieder zusammen; sie preßte die Finger gegen die Stirn, daß es schmerzte; endlich in einer Art wirrer Angst stellte sie die Zahlen aufs Geratewohl und ganz willkürlich zusammen, um vielleicht durch Zufall die Lösung zu finden — und dann lag der Bleistift auf dem Tisch; sie stützte die Stirn in die Hand, und durch die geschlossenen Lider fielen die Tränen schwer und reichlich auf das Papier. Sie war so dumm geworden, so dumm ...

Endlich legte sie ihre Bücher wie abwesend wieder zusammen, trug sie bekümmerten Herzens in ihre Kammer, barg sie sorgsam wieder in ihrem Korb und machte sich an die Vorbereitung zum Abendessen.

Diese Vorbereitungen waren oft sehr umfassend; heute aber waren sie es ganz besonders. Schon an den allergewöhnlichsten Skatabenden pflegten die Sievers ganz unvergleichlich aufzutischen; heute war ihre Wirtsehre indessen noch besonders engagiert. Am Abend des vorhergehenden Tages war ein hochbegabter und sehr schätzenswerter Skatbruder von einer zwölftägigen Landwehrübung ins Leben heimgekehrt, in die Menschlichkeit. Wenn es überhaupt Anlässe zur Erhebung über die gleichförmige Alltäglichkeit gibt, so gehört zu ihnen gewiß die Heimkehr eines lang ersehnten Freundes. Mit dem Ersatzmann, der während der zwölf Tage den Krieger vertreten hatte, war es doch nichts gewesen, und nur zu oft hatte er den beiden andern Anlaß zu Ausbrüchen gerechtesten Zornes gegeben. Der Ersatzmann gehörte zu den oberflächlichen Schwachköpfen, die nicht einmal von Fünf bis Zwölf ihr bißchen Aufmerksamkeit auf das Spiel konzentrieren können und die es

fertig bringen, den Gegner nur zum Schneider zu machen, wenn sie ihn schwarz machen können.

„Nanu?!! Was machen Sie denn eigentlich! Warum geh'n Sie denn nich mit Ihrem Jungen 'rein?"

„Ja, ich dachte —"

„Ach was, passen Sie doch auf!"

So bekam der Ersatzmann im Laufe eines Abends wiederholt die bestverdienten Rüffel, für welche er dann am Schlusse höchstens acht bis zehn Mark zu erlegen hatte.

Aber jetzt war ja Herr Pinkpank wieder da, und das mußte gefeiert werden, und zwar tüchtig.

Also: roher Schinken, gekochter Schinken, Rauchfleisch, Gänsebrust, Mettwurst, Zungenwurst, Leberwurst, Kalbsbraten, Roastbeef, Sardellen, Lachs, Kaviar, Anchovis — — Na, und zwei Sorten Käse, das war ja selbstverständlich.

„Haben wir auch was vergessen?" fragte Herr Sievers sinnend.

Frau Sievers versank in dumpfes Brüten. Nach zehn Minuten tauchte sie wieder empor.

„Was meinst du, wenn wir noch 'ne tüchtige Portion Spiegeleier —"

„Na ja — natürlich! Eier haben wir ja noch nicht! Und dann 'n kleinen Pudding hinterher — und 'n tüchtigen, steifen Punsch — es wird sich schon machen."

Plötzlich schien ihn ein Gedanke zu erschrecken.

„Du hast doch Bier bestellt?"

„Steht schon draußen," sagte die zuverlässige Hausfrau.

Herr Sievers ging hinaus und zählte dreißig Flaschen. Nun ja, mit dem Punsch zusammen konnte das ganz gut reichen. Zur Not war noch ein netter Bommerlunder Schnaps da. Und höchlichst zufrieden mit dem entworfenen Programm, brannte er sich eine Zigarre an.

Indessen rief Frau Sievers das Mädchen herein, um ihm die nötigen Aufträge zu geben.

Und nun war also das Fest herangekommen. Herr Pinkpank strahlte im ganzen Umkreis seiner Persönlichkeit, er war unbeschreiblich glücklich, daß er nicht mehr auf den Wunsch eines Hauptmanns über Stoppelfelder zu laufen, steile Böschungen hinanzuklettern und sich zur besseren Deckung gegen die feindlichen Platzpatronen auf den Bauch niederzuwerfen brauchte und daß er von seinen hunderteinundneunzig Pfund hundertsiebenundachtzig ins Zivilverhältnis hinübergerettet hatte. War es denn ein Traum? Er stand nicht mehr unter den Kriegsartikeln, sondern saß vor einem Tische „von Segen gebogen“!

Bevor er zu essen begann, überblickte er wohl zwei Minuten lang die Fülle seiner Hoffnungen. Er mußte erst Ordnung in seine Anschauungen und Empfindungen bringen. Er entwerfe, so bemerkte er, einen Feldzugsplan. Die Begierde muß durch die Vernunft gezügelt werden. Dann griff er auf dem rechten Flügel an, um den Gegner, Schritt für Schritt an Boden gewinnend, langsam, aber sicher „aufzurollen“ und zu vernichten.

„Langsam — und mit Gemütlichkeit: dann läßt sich viel wegsetzen!“ Diese seine Devise pflegte er jedermann zu empfehlen.

In der Regel verliefen die Abende so, daß sie mit drei Stunden Skat begannen, mit einer Stunde Essen fortsetzten und mit drei Stunden Skat schlossen. Diese heilige Symmetrie sollte aber heute vollkommen aufgehoben werden. Als die aggressive Begeisterung der Speisenden am Verlöschen war und nur noch an ein paar Käsestücken ein letztes, aufflackerndes Leben entfachte, erschien Anna mit einer ungeheuren Punschbowle in der Tür, und gleichzeitig gab sich Herr Sievers einen Schwung, daß er auf den Beinen stand.

Die Skatgäste blickten mit freudiger, aber sprachloser Spannung bald auf Herrn Sievers, bald auf seine Gattin.

„Gestatten Sie, meine Herrschaften," sagte der freundliche Wirt, „daß ich zu dieser Bowle ein paar Worte der Erklärung hinzufüge. Ich glaube im Sinne aller zu handeln, wenn ich unserm Vaterlandsverteidiger gratuliere, daß er so tapfer für uns gefochten hat und spreche ich die Hoffnung aus, daß er noch recht oft mit uns einen Skat macht. Er lebe hoch!"

„Hoch — hoch!" Man erhob sich mit begeisterter Kraftanstrengung; aber sehr bald zog das Gewicht des Irdischen, das jeden Aufflug lähmt, die respektiven Begeisterungen wieder auf die Stuhlpolster zurück.

Herr Pinkpank war ein Gemütsmensch. Wenn er viel und gut gegessen hatte, dann brauchte nur jemand das Wort „Rührung" auszusprechen, und ihm rannen schon die Tränen über die Wangen. Einer Erschütterung, wie er sie soeben empfangen, war er kaum gewachsen. Es war fast, als sollte er ganz aus dem Leim gehen.

„Ne — hör mal — mein lieber Sievers — daß du das — daß du mir das — daß du so an mich gedacht hast — das — ne, weißt du — das hat mich — ne wirklich — das hat mich zu doll gefreut — weißt du — ich — — Prost!!"

Da er durchaus nicht weiter konnte, hatte er mit einem kühnen Entschluß zu diesem immer erlösenden Wort seine Zuflucht genommen und sein Glas so kräftig gegen das des Wirtes gestoßen, daß fast der ganze Inhalt über dessen Ärmel floß.

„O," machte Frau Sievers.

„Ach was, das schad't nix!" bemerkte Herr Pinkpank in einer großen Wallung, „aber weißt du — daß du das — das —"

Er setzte sich plötzlich, starrte vor sich hin, verharrte zehn Minuten lang in diesem Zustande und schlug dann an sein Glas. Und dann folgte noch manches gute Wort und manches gute Glas; je mehr aber der Gläser wurden,

desto mehr beschränkten sich die Worte auf eine herzliche Zwiesprache zwischen Pinkpank und Sievers.

„Ne, weißt du, Sievers — daß du mir — daß du mir so'n Empfang, weißt du — bereitet hast — das —"

„Nu ja —" begann Herr Sievers.

„Ne, erlaube mal — siehst du — daß mein alter Freund, siehst du — das bist du ja doch noch, hä? — Na ja, also — siehst du — daß du mir so 'ne feine Rede gehalten hast — verstehst du —"

„Na das —" hub Herr Sievers an.

„Ne, erlaube mal — laß mich doch mal aussprechen, siehst du — daß du mir so 'n freundschaftlichen Empfang — jawoll — so 'n freundschaftlichen Empfang, siehst du — daß du mir den bereitet hast — das vergess' ich dir nie — weißt du —"

„Na ja, denn woll'n wir noch mal trinken!"

„Ne, das vergess' ich dir nie!"

„Ja, aber deshalb könn'n wir doch noch mal trinken!"

„Jawoll — das könn'n wir — aber das vergess' ich dir nie!"

Und Herr Pinkpank versicherte das schließlich mit einem Fanatismus, als wolle er es Herrn Sievers nie vergessen, daß er ihm seine beiden Eltern ermordet habe.

Herr Thamsen, der dritte Triumvir, war inzwischen — ganz nach der Theorie des Pförtners im „Macbeth" — in das Stadium der Frauenverehrung getreten. Er hatte den deutsch-französischen Krieg mitgemacht und pries in weniger abwechslungsvollen als inbrünstigen Beteuerungen Frau Sievers gegenüber die aufopfernde Liebestätigkeit der deutschen Frauen zur Zeit dieses Krieges.

„Die d—eutschen Frrr—au'n, Frau Sievers, das will ich Ihnen sagen, was die siebzigeinundsiebzig getan haben, das läßt sich — beschreiben läßt sich das gar nicht." Eine Beschreibung unterließ er denn auch.

Frau Sievers bemerkte, das könne sie sich wohl denken.

„Ja, die d—eutschen Frrr—au'n, die haben siebzig-einundsiebzig ebensoviel, ja vielleicht noch mehr geleistet als die Männer, ja."

„Das glaub' ich wohl," bemerkte Frau Sievers.

„Und darum sag' ich immer: eine echte d—eutsche Jjungfrau" — hier umspannte er zärtlich den voluminösen Arm der Frau Sievers — „das ist das Ideal! Die d—eutschen Frrr—au'n und Jjungfrau'n — die soll'n leben!"

Und als die Gläser zusammentrafen, begann Herr Pinkpank, der die letzten Worte aufgefangen hatte, weit in den Sessel zurückgelehnt und mit merkwürdig angstvollem Tenor, ein sehr empfindungsvolles Lied von der Liebe zu singen. Herr Thamsen eilte ans Klavier, um die Begleitung zu suchen, und durch ein eigentümliches Zusammentreffen fand er sie gerade, als der Sänger, wie verröchelnd, die letzte Zeile sang. Eben erschien Anna mit einer zweiten Bowle in der Tür, als Herr Pinkpank, dessen Haupt nunmehr ganz zurückgesunken war, mit Tränen der Rührung die Zimmerdecke betrachtete und dahinschmolz in die tremolierenden Worte:

„Nur einmal blüht — im Jahr der Mai —
Nur einmal im Leben — die Liebe."

— — — — — — — — — — — — —

Der gute Herr Pinkpank hatte keine Ahnung davon, welche Wirkung er erzielt, wie tief sein Gesang in die Seele des Mädchens gegriffen hatte, das soeben lautlos hinter sich die Tür schloß.

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai —"

Anna mußte sich gegen die Wand des Korridors lehnen, eine Art Schwindelgefühl hatte sie ergriffen. Ein unbeschreibliches Angstgefühl bemächtigte sich ihrer vollständig. Es war ihr, als flösse unaufhaltsam etwas an ihr vor-

über — etwas unsäglich Kostbares und Schönes — „nur einmal“ — „nur einmal“ hörte sie immerwährend — sie mußte es festhalten, festhalten, was da vorüberflutete, immer noch — immer noch — ohne Aufhören — etwas Unwiederbringliches! —

Etwas, was nie, nie wiederkam —

Sie begriff immer noch nicht, daß es das Leben war, was da an ihr vorbeifloß. Ihr eigenes Leben.

Sie wiederholte sich die Worte:

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai,
Nur einmal im Leben die Liebe.“

Und nun plötzlich durchdrang sie bis ins Innerste des Herzens ein ungeheurer, süßer Schmerz, eine grenzenlose Sehnsucht. Eine warme Flut quoll auf in ihrem Innern, als wollte sie die Wände ihres Körpers sprengen, als wäre da drinnen eine mächtige Ader gesprungen und durch ihre ganze Brust ergösse sich warmes, warmes Blut. Ohne Unterbrechung wiederholte sie wohl hundertmal die Worte des Liedes, und sie wurden ihr nicht fade; im Gegenteil, bei jeder Wiederholung wurde ihr Schmerz und ihr Entzücken größer; sie grub mit diesen Worten immer tiefer in ihr Herz hinein und immer neue, selig erwärmende Ströme Blutes schossen hervor. —

Sie saß noch starr und versunken am Küchentisch, als die Gäste aufbrachen. Erschrocken sprang sie auf, ging in das Zimmer, wo das Gelage stattgefunden hatte, entfernte dessen Spuren und begab sich dann zur Ruhe. —

Wenige Tage darauf brachte ihr der Zufall das Ereignis ihres Lebens. Bei dem Krämer drüben war ein neuer Kommis eingetreten. Die früheren Kommis hatten im ganzen ein unerhörtes Quantum „Witze“ produziert. Das gehörte zum Geschäft, die Kunden — wenigstens die Mehrzahl der Kunden — wünschten es so, die Minorität

wurde eben vergewaltigt. Zu jeder Tüte konnte man billigerweise einen Witz verlangen. Sie waren nicht immer ganz zart, diese Witze; aber selten waren sie gut. Besonders gegen die Dienstmädchen glaubten sich die Gehilfen hin und wieder eine Extraqualität, eine stärkere Sorte erlauben zu dürfen. Die Dienstmädchen gelten nicht als Vollweiber; die zarten Rücksichten gegen das weibliche Geschlecht beschränken sich doch vernünftigerweise auf die Damen. Bei solchen Armen und solchen Fäusten kann man nicht gut mehr vom „zarten Geschlecht" reden.

Anna hatte die Erheiterungsversuche der Gehilfen stets mit einer durchaus nicht sauertöpfischen, aber außerordentlich kühlen und unerschütterlichen Reserve pariert. Wie alle durch Temperament und Erfahrung ernst gestimmten Leute hatte sie einen tiefen Widerwillen gegen alles Läppische und Alberne. Aber das hatte die Kommis nicht abgehalten, sich immer von neuem in ihrer ganzen Breite zu entfalten: der Herr Prinzipal forderte die Witze gleichsam als einen Teil der Arbeitsleistung. Er hielt sich für einen Geschäftsmann; trotzdem wußte er nicht, daß ihm die große Gabe, seine Kunden nach ihrer Individualität zu behandeln, versagt war.

Dieses Talent besaß aber in hohem Grade Herr Gustav Schneider, der neue Kommis. Herr Schneider war ein hübscher Kerl mit wasserhellen, klugen, herausfordernden Augen und einem schönen, hellblonden Schnurrbart, der in weichen Linien über die Mundwinkel fiel.

„Gnädiges Fräulein? Womit kann ich dienen?" fragte er mit gespreizter Geschäftigkeit.

„Ein Pfund Hutzucker bitte." Sie errötete, als sie ihm in die Augen sah.

„Von dem süßen oder von dem sauern?" fragte Herr Schneider, indem er eine Tüte abriß und Anna mit seinem triumphierendsten Lächeln anblickte.

Anna blickte schweigend zum Fenster hinaus; aber sie war noch tiefer errötet. Zweierlei hatte Herr Schneider sofort heraus: erstens, daß dieses Mädchen weit hübscher sei, als es ihm anfangs geschienen hatte, und zweitens, daß sie für „Witze“ nicht eingenommen war. Danach hatte er denn auch binnen einer Sekunde sein Benehmen modifiziert. Er gab ihr, was sie wünschte, ohne überflüssige Bemerkungen, packte es ihr zuvorkommend, aber ohne Aufdringlichkeit in den Handkorb und sagte zum Abschied mit höflich ernster Verbeugung: „Adieu, Fräulein. Besuchen Sie uns recht bald wieder.“ Dabei fiel ihm auf, daß sie von schlanker Gestalt war, sich vorzüglich hielt und außerordentlich reiches Haar hatte — vorausgesetzt, daß es echt war. Er hatte in diesem Punkte seine Erfahrungen.

In der Regel wurden die Krämerwaren ins Haus geliefert, und nur, wenn man etwas zu bestellen vergessen hatte, oder bei unvorhergesehenem Bedürfnis ging Anna in den Laden hinüber. Am folgenden Tage, als der Lehrling vorfragte, hatte sie einen Augenblick die Absicht, etwas zu „vergessen“, damit sie nachher hinübergehen könne. Aber sie fühlte, daß in einem solchen Verfahren etwas Unwahrhaftiges liege, und das widerstrebte ihr. Auch schien es ihr, der neue Kommis müsse merken, daß sie nur komme, um — —

Über und über rot, bestellte sie hastig alles, was nötig war. Dann, als der Lehrling fort war, bereute sie, daß sie nicht doch den kleinen Kniff angewandt habe. Morgen wollte sie's doch einmal versuchen.

Aber — was wollte sie denn eigentlich? Wohin drängte denn eigentlich ihr Herz? Sie schämte sich ihrer Empfindung, ihres Interesses; ihr jungfräulicher Stolz lehnte sich dagegen auf; sie schalt sich heftig, daß sie überhaupt an diesen wildfremden, einfältigen Menschen dachte.

Plötzlich empfand sie einen freudigen Schreck: sie hatte

doch etwas vergessen! Und noch dazu etwas, was sie sofort gebrauchen mußte! Und sie eilte zur Tür hinaus und über die Straße, damit nur nicht der Lehrling inzwischen zurückkomme und ihr etwa die Bestellung abnehme.

Aber diesmal war er nicht im Laden gewesen; sie kam langsam und sehr niedergeschlagen zurück. Den ganzen Tag über blieb sie so traurig und mißmutig, als wäre für ihr ganzes Leben alles Licht erloschen.

Aber dann am folgenden Tage war er wieder da, und als sie ihn sah, stand ihr Herz einen Augenblick still, um dann plötzlich sehr heftig zu pochen. Sie hörte noch, wie er vor einer andern Käuferin ein wahres Gratisbrillantprachtfeuerwerk von Witzen verpuffte, bevor er sich respektvoll und gemessen zu ihr wandte. Sie hegte keinen Zweifel, daß er sie achtete, daß er Rücksicht auf sie nahm — wie lange hatte sie das nicht erfahren! Und darum tat es ihr so unendlich wohl; wie ein schmeichlerisch warmer Tauwind schwoll es in ihr auf, um alle Starrheit zu lösen; sie mußte an sich halten; denn sie fühlte, daß ihr die Augen heiß und feucht wurden. Wem hatte sie bisher so viel gegolten, daß er Rücksicht auf sie nähme? Keinem. So hoch hatte sich Sehnsucht, Freude, Schmerz, kurz: alles menschliche Gefühl in ihr hinter den Schranken, die es einengten, aufgestaut, daß ein warmes, menschliches Wort diese Schranken auf einmal durchbrechen und dem wild überströmenden Gefühl einen Weg in die Freiheit geben mußte. Es ist oft genug nicht ohne Grund, wenn bei scheinbar kleinlichem Anlaß ein Gefühl aus uns hervorbricht, das andern überschwenglich erscheint. Sie konnte nicht umhin, beim Verlassen des Ladens den Gruß des Herrn Schneider mit einem freundlichen Lächeln zu erwidern.

Mit schnellen, starken Schritten ging sie über die Straße. Sie fühlte sich wunderbar gehoben. Jahre hindurch hatte sie nicht so viel Lebensmut besessen.

Sie war froh, daß sie nun gleich auf den Boden mußte, um die Wäsche aufzuhängen. Auf dem Trockenboden war sie so recht allein, ganz allein, wie von aller Welt abgeschnitten. Sie packte sich einen Korb hoch voll Wäschestücke und schleppte ihn die vier Stockwerke hinauf. — —

Hier oben war es gut sein. Es war, als ob man sich hier frei fühlen dürfe, ganz frei. Ja — hier hätte man dreist einmal einen lauten Schrei ausstoßen dürfen; es hätte ihn niemand gehört. Als sie ihren Wäschekorb niedergesetzt hatte, breitete sie unwillkürlich beide Arme aus; sie überlegte, ob sie einmal schreien solle — aber sie ließ es doch lieber sein. Sie wagte es nicht. Wenn dann jemand käme —? Freilich, wenn ihr jemand etwas sagen wollte — da war ja das Fenster: man brauchte nur hinauszuspringen. Dann war alles abgeschnitten. Mit einem Sprung konnte man alles abschneiden. Seltsam: hier oben dachte sie bei den geringfügigsten Anlässen an diesen Sprung aus dem Fenster, und sie dachte daran wie an etwas Gewöhnliches, Unerhebliches.

Das Fenster war nahe dem Fußboden eingelassen; sie kniete davor hin und lehnte den Kopf gegen den Pfosten. Das Haus lag an der Peripherie der Stadt, und der Blick ging von diesem Boden aus ungehindert über weite Felder und Wiesen. Die Welt war doch wirklich sehr schön. Soweit das Auge reichte, grüne, gelbe, braune, weiße Vierecke, von Büschen umgrenzt, und hie und da auf den Äckern stille Menschen bei friedlicher Arbeit. Auf einem Kartoffelacker war ein altes Paar beschäftigt. Der Mann hob mit regelmäßigen Spatenstichen die Stauden heraus; das Weib hockte daneben, pflückte die Knollen ab und warf sie in einen Sack. Jetzt richtet der Alte sich auf; er beschattet mit der Hand die Augen vor der blendenden Sonnenhelle und zeigt nach dem Rande des Ackers. Nun hebt auch das Weib den Kopf, um nach der bezeichneten Richtung zu

blicken. Da treiben zwei Kinder mit einem dunklen Gegenstand — es scheint ein großer alter Kessel zu sein — ihr Spiel; sie schleudern ihn hoch in die Luft und weit fort, um dann hinterdreinzuspringen, nicht ohne auf dem Wege ein paar Purzelbäume zu schießen. Der Alte hebt im Scherz drohend den Spaten; er scheint ihnen etwas zuzurufen; aber hier oben hört man nichts. Nur ein leises, verworrenes Gebrause dringt von der Stadt herüber.

Im graublauen Dunste droben stehen stille, weiße, feste Wolken. Die Kühe auf den Wiesen haben den Schatten der Büsche aufgesucht; rastlos bewegen sich die Schweife, um die Fliegen abzuwehren, und nur selten hebt eine den Kopf, um ein kurzes Gebrüll auszustoßen. An einer entfernten Hecke werden plötzlich einige unruhige, blitzende Punkte bemerkbar, und jetzt erst kommen Anna die Klänge zum Bewußtsein, die schon lange von dort herübertönen. Es sind Soldaten: Spielleute und Hornisten, die Signale üben. Ein wunderliches Durcheinander von Trommeln, Pfeifen und Hörnern, das sich bald zu einem vielstimmigen und vieltönigen Lärm erhebt, bald wieder in ein paar einsame, stammelnde, stümpernde Töne abbricht. Es sind ihr liebe, friedliche Töne; sie erinnern sie an lange, sanft dahinfließende Sommertage ihrer Kindheit, da sie mit dem kleinen Bruder, der dann später gestorben ist, auf die Wiese zu den „Sadaten" ging. Da hatten sie oft stundenlang im Grase gelegen an solchen sonnigen Tagen wie heute und den blasenden und trommelnden Soldaten mit den schönen blanken Knöpfen zugeschaut und zugehört. Und die schönen, blanken, goldgelben Trompeten! Sie hatte immer auf die große runde Schallöffnung geschaut, als müßte man doch einmal sehen, wie die herrlichen, hellen Klänge da herauskamen. Wenn sie doch auch einmal darauf blasen dürfte!

Manchmal freilich hatte sie sich auch unsäglich gelangweilt, wenn sie so unaufhörlich an den kleinen Bruder

gefesselt war. Sie war sechs Jahre älter und hatte keinen Sinn mehr für ein einfaches, einfältiges Spiel. Dann wäre sie oft so gern davongesprungen, immer weiter, immer weiter, über Wiesen und Gräben und Zäune, um nur zu tun, was sie wollte, was ihr gefiel, gar nicht, was der kleine dumme Bruder wollte — —

Aber sie mußte ja bei ihm bleiben und mit ihm spielen.

Und dann war es ihr gewesen wie —

Gerade so wie jetzt! — — — Sie war plötzlich aufgestanden — mit einem Ruck — und hatte wieder, sich reckend, die Arme ausgebreitet. Es lag ihr wie ein eiserner Reif um die Brust. Da fiel ihr mit einem Male der neue Kommis von drüben ein. Und dann sah sie wieder die beiden Alten auf dem Kartoffelfelde emsig und still bei der Arbeit. Und dann legte sich über sie eine große, hoffnungsselige Geduld; sie preßte die Hände ineinander zu dem festen, ruhigen Entschluß, auszuharren, zu warten — auf etwas, was so war, wie das da draußen, so hell — und so warm. Sie wußte nicht, warum sie aushalten wollte — sie wußte gar nichts — ihre Gedanken verschwammen in ein dunkles, wirbelndes, wortloses Gefühl.

Wie heiß die Sonne hier unter dem Dach brannte — eine Bruthitze. Sie fühlte, wie ihr der Schweiß von der Stirn perlte. Sie rührte die hölzernen Dachsparren an: glühend heiß!

Und — da stand der Wäschekorb.

Nun, das mußte man sagen: sie hatte gerade noch Zeit, zum Fenster hinauszugaffen! Wie sie heute fertig werden sollte, das konnte sie mit allen Künsten und Kniffen nicht zurechtrechnen! Ohnehin hatte es ihr in den letzten Tagen nicht recht von der Hand gehen wollen; abends um Zehn war sie noch nicht mit ihrer Küche fertig gewesen!

Als sie am nächsten Sonntag ausging, um das Grab ihrer Eltern zu besuchen, trat sie erst noch in den Krämer-

laden, um sich für den weiten Weg in der Hitze ein paar „stärkende“ Pfefferminzplättchen zu holen. Herr Schneider stand ganz allein hinter dem Ladentisch und machte große Augen, wie er das Dienstmädchen plötzlich als „Dame“ vor sich stehen sah. Sie sah wirklich bei aller Einfachheit ganz ladylike aus, noch hübscher als sonst, während Dienstmädchen sich in der Regel in ihrem ungewohnten Sonntagsstaat gedrückt und unvorteilhaft ausnehmen.

„Das glaub' ich, Fräulein, Sie können lachen!“ meinte Herr Schneider. „Andre Leute müssen bei dem schönen Wetter zu Hause sitzen.“

„Warum gehen Sie denn nicht auch aus?“ fragte Anna mit niedergeschlagenen Augen. Es war das erste Mal, daß sie ein Gespräch mit ihm führte. Sie wußte es ja sehr gut: er hatte eben nicht seinen freien Sonntag; aber man mußte doch irgend etwas sagen.

„Darf ich denn?“ erwiderte Herr Schneider verzweifelt. „Ich muß ja einhüten! Nicht mal Sonntags hat man seine Freiheit. Aber jetzt kriegen wir hoffentlich bald die Sonntagsruhe.“

Er schob Anna für zehn Pfennig ein ganz unverantwortliches Quantum von Pfefferminzbonbons zu.

Sie hatte ihr Portemonnaie gezogen und dabei das zusammengefaltete Taschentuch auf den Ladentisch gelegt.

„Erlauben Sie?“ sagte Herr Schneider, nahm das Taschentuch, holte eine mächtige Flasche aus einem Regal und goß von dem Inhalt reichlich, sehr reichlich in das Tuch.

„Das ist etwas sehr Feines,“ bemerkte er erklärend, „echte Eau de Cologne, sehen Sie hier; von Jean Maria Farina. Das ist viel feiner als Ess-bouquet und Moschus und wer weiß was sonst noch. Riechen Sie mal!“

Jedenfalls war es sehr kräftig; denn Anna zuckte fast zurück vor der Gewalt dieses Parfüms. Aber sie war sehr

glücklich und stolz. Parfüm hatte sie noch nie an sich gehabt. Das war ihr an den Damen immer so vornehm erschienen. Sie dankte ihm in herzlichem Tone. Er beeilte sich, sie durch seine Unterhaltung noch ein wenig festzuhalten.

„Na — wohin soll es denn gehen, Fräulein; 'n bißchen zum Tanz?" fragte er.

„Nein — ich will nach Ohlsdorf," sagte sie zögernd.

„Ah — — haben Sie da einen Verwandten liegen?"

„Meine Eltern."

„Sooo! — Also Sie haben keine Eltern mehr?"

„Nein."

„Haben Sie denn noch Geschwister?"

„Einen Bruder — in Amerika."

„Fühlen Sie sich denn nicht mitunter recht einsam?"

Sie wandte sich ab und ließ ihren Blick über die vielen Schubladen an der Wand gleiten. „Ach nein!" sagte sie dann schnell. Sie machte Miene zu gehen. „Ja," bemerkte er eilfertig, „meine Eltern sind auch schon beide tot. Ich bin nämlich aus Wittenberge, da hatte mein Vater selbst 'n Geschäft."

Und nun erzählte er umständlich, daß er aus einer sehr achtbaren Familie sei, daß er eigentlich gar nicht nötig habe, Kommis zu spielen; aber er müsse doch mal die Welt kennen lernen; nächstens werde er sich aber wohl selbst etablieren, wahrscheinlich in dieser selbigen Straße. Er habe schon etwas im Auge. Seinem Prinzipal werde die Konkurrenz freilich nicht angenehm sein; aber jeder sei doch schließlich sich selbst der Nächste.

Er hatte Anna schon längst zum Sitzen eingeladen, und sie hörte glücklich und fröhlich zu. So wohl war es ihr lange nicht geworden. Sie hatte jemand, mit dem sie nach Herzenslust plaudern konnte, der ihr mit Interesse zuhörte, sich um ihre Angelegenheiten kümmerte!

In der Tat verwandte er keinen Blick von ihr, als sie nun sprach. Von den Eltern und vom Elternhause erwähnte sie nichts. Sie erzählte von ihren Diensterfahrungen. Ohne Gehässigkeit, ohne sich in Klatsch zu verlieren. Sehr viel erzählte sie von dem kleinen Erwin, was für ein reizendes Kind das gewesen sei, was für possierliche Sachen er getrieben habe. Und auch von dem boshaften Nebenmädchen beim Konsul erzählte sie. Sie litt noch heute in der Erinnerung unter der Niedertracht jener Person. Sie biß sich auf die Unterlippe und fuhr hastig mit dem Taschentuch über die Augen.

Er fragte sie, wie sie es denn hier bei den Sievers habe.

„O — ganz gut," sagte sie.

„Viel zu arbeiten haben Sie da wohl nicht — bei den zwei Leuten?"

„Ach — doch — ziemlich viel," sagte sie langsam. „Aber sie sind ganz nett — sie lassen mich ruhig arbeiten."

„Aber Sie sind ja immer — so furchtbar ernst, Fräulein!" sagte er, in seinem Gesicht ihren Ernst mit einer gewissen Dreistigkeit parodierend. „Sie müssen sich aufheitern — mal tanzen — mal in 'n Zirkus gehen — oder ins Theater —"

Sie sah ihn nachdenklich an. „Das mag ich nicht," sagte sie dann vor sich hin. „Das hab' ich noch nie versucht. Ja — wenn ich mal mit einer Freundin zusammen hingehen könnte —"

„Gehen Sie doch mit mir hin!"

Da mußte sie laut herauslachen. Sie hätte nicht sagen können, warum sie lache; aber sie lachte in einem fort wie ein albernes Backfischchen von fünfzehn Jahren. Lachend hatte sie sich der Tür genähert und die Klinke ergriffen.

„Nu ja — finden Sie das so komisch? Wann haben Sie Ihren nächsten freien Sonntag?"

„Heut' über drei Wochen."

„Donnerwetter, das paßt ja großartig! Dann macht der Klub ‚Terpsichore‘ einen Ausflug nach Wedel! Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen“ — er sprach plötzlich wieder ernsthaft und etwas unsicher — „ich würde Sie mit dem größten Vergnügen — wenn ich Sie einladen darf — ich habe so wie so noch keine Dame —“

Jetzt wurde sie abwechselnd rot und blaß. Sie blickte unausgesetzt auf den Boden. „Ach nein — danke!“ brachte sie in größter Verlegenheit hervor — „ich weiß auch noch gar nicht, ob ich frei bin — das ist so unbestimmt — das geht wohl nicht. Ich danke sehr. Adieu!“

Und im Nu war sie draußen. —

Am Grabe ihrer Eltern kam es plötzlich über sie, daß sie bitterlich weinen mußte. Aber ihr war so wohl, so frei, so glücklich dabei. Und trotzdem flossen die Tränen immer von neuem. Am Abend war sie fest entschlossen, die Einladung des Herrn Schneider, wenn er sie wiederhole, anzunehmen.

Als sie nach etwa acht Tagen den Kommis wieder allein im Laden traf, nahm er schnell die Gelegenheit wahr.

„Sie kennen doch Fräulein Klara Wichmann, nicht wahr?“

Anna mußte sich einen Augenblick besinnen.

„Sie sagt, daß sie mit Ihnen in der Schule auf derselben Bank gesessen hat —“

„O ja, die kenn' ich.“

„Also: Fräulein Wichmann und ihr Bruder machen die Tour nach Wedel mit und laden Sie hiermit ein, doch auch mitzukommen. Sie möchten sich ihnen anschließen. Na — jetzt können Sie doch mitgehen!“

„Ja, ich gehe mit,“ sagte Anna.

„Na, das nenn' ich mal vernünftig gesprochen. Bravo! Passen Sie mal auf, es wird großartig! Da woll'n wir mal ordentlich das Tanzbein schwingen, das soll'n Sie mal seh'n!“

Anna lächelte, obwohl dieser Ton eigentlich nicht in ihre Musik paßte. Ja, eine Musik tönte unaufhörlich in ihrem Innern, eine helle, fröhliche Musik, zu der sich die ganze Welt im Tanze drehte. Ihre Gedanken waren ein Singen und Klingen geworden. Eine unbändige Lust zu tanzen wandelte sie oft mitten in der Arbeit an; ruhig dahinzugehen, paßte ihr nicht zu dieser schönen, freundlichen, wirbelnden Welt. Das Vergnügen, das ihr bevorstand, erschien ihr wie etwas Feierliches, Heiliges; sie sollte eingeweiht werden in etwas Großes, Unbekanntes, aber gewiß Herrliches.

Die vierzehn Tage gingen wie in einem Taumel dahin. Jeder Tag brachte ja eine neue Freude. Heute ging sie hin, den Stoff zu einem neuen hellen Sommerkleide zu kaufen, morgen kam die Schneiderin zum Maßnehmen, übermorgen kam die Putzmacherin, die den Hut etwas auffrischen sollte, dann kam wieder die Schneiderin zur Anprobe, dann kaufte sie an der Tür ein Stück Band zu einer Schleife, und so ging es fast alle Tage herrlich und in Freuden. Und über all diesen Freuden schwebte warm und leuchtend die eine, daß sie mit Herrn Schneider ausgehen und mit ihm tanzen sollte.

Am Tage vor dem Ausflug war sie auf einen Augenblick in ihre Kammer geschlüpft, um die ganze fertige Sommersonntagspracht einmal recht mit Entzücken zu betrachten und liebkosend zu betasten. Da hörte sie Frau Sievers rufen. Schnellfüßig und vergnügt kam sie herbeigesprungen.

„Wir kriegen morgen Besuch zu Tisch, Anna; Sie können morgen nicht ausgehen."

„Morgen —?" wiederholte Anna mechanisch. Sie konnte nicht mehr herausbringen. Das Herz blieb ihr stehen.

„Ja, es tut mir leid; aber das läßt sich ja nicht ändern.

Sie können ja 'n andermal dafür ausgehen. Sie müssen heute abend noch zum Schlachter gehen und bestellen, damit wir morgen ordentliches Fleisch kriegen. Vergessen Sie ja nicht!"

Damit war die Angelegenheit erledigt. Anna hatte für den ganzen Sonntagnachmittag Urlaub erbeten und auch nach einigen Einwendungen zugesichert erhalten; aber schließlich konnte man doch den Besuch, den Herr Sievers in so fideler Kneiplaune eingeladen hatte, nicht abbestellen, weil das Dienstmädchen ausgehen wollte.

Das erste Gefühl, das sich Annas bemächtigte, war fassungsloses Staunen. Sie hatte noch gar nicht ganz erfaßt, was Frau Sievers gesagt hatte. — — Es war ihr doch *versprochen* worden! — Aber das sagte ja nichts! — Sie wußte doch schon, daß man über ihre freie Zeit vollkommen frei verfügte! Es war doch schon immer so gewesen! Früher hatte es ihr nichts ausgemacht; dieser Sonntag oder ein andrer — das war ja gleich. Aber jetzt — morgen —?

Da faßte sie eine heiße, leidenschaftliche Wut; zum ersten Male, so lange sie bei den Sievers diente, packte sie Zorn, Wut, ein Trotz- und Rachegefühl! Sie ballte die Fäuste, daß die Nägel sich ins Fleisch gruben.

Als sie dann sah, daß sie ohnmächtig sei, daß das für morgen nichts helfe, als sie an den Ausflug dachte und ihr Kleid, ihren Hut liegen sah, da warf sie sich über ihr Bett und weinte so ungestüm, daß sie am ganzen Leibe erbebte.

Die Nacht brachte sie damit zu, daß sie weinte oder, mit großen, trockenen Augen ins Leere starrend, ingrimmig in den Überzug der Bettdecke biß. Erst gegen Morgen schlief sie ein. — — —

Am Montag darauf hatte sie ihren Groll und ihren Kummer verwunden; sie hatte Übung darin, sich Wünsche

zu versagen und sich in das Unvermeidliche zu schicken. Und am nächsten Sonntag ging sie mit Herrn Schneider — er hatte sich auch für diesen Sonntag freimachen können — mit Herrn und Fräulein Wichmann und noch einigen jungen Leuten die Elbchaussee hinunter nach Flottbeck und Nienstedten. Anfangs sprach sie fast gar nicht; sie konnte nicht sprechen vor innerer Bewegung und hatte die Empfindung, sobald sie ein Wort spreche, müsse ihr ganzes Gefühl hervorbrechen. Ihr war wie dem Gefangenen, der nach langer Kerkerhaft die blendende Freiheit wieder begrüßt und dem das Weinen näher ist als das Lachen. Die Gesellschaft suchte sie aufzurütteln, Schneider stieß mit ihr an und forderte sie auf, tüchtig zu trinken; sie lächelte freundlich, nippte an ihrem Glase und blickte wieder nach dem jenseitigen Ufer. Auf den stillen Werdern drüben, wo ein mildes, rötliches Abendlicht auf den weißen Mauern der Häuser und auf den langsam bewegten Windmühlen lag, ergingen sich ihre glücklichen Gedanken.

Um so lauter war Herr Schneider. Er erzählte unglaubliche Dinge von seinen Leistungen als Radfahrer und warf mit Sportausdrücken um sich, daß den andern schwindlig wurde. Als er sah, daß das nicht allzusehr interessierte, ging er zu Witzen und Anekdoten über. Seine Scherze und Schnurren waren nicht immer schlecht; dabei besaß er eine große Gewandtheit im Erzählen und begleitete seine Erzählungen mit so drolligen Gesten und Mienen, sächselte, schwäbelte, berlinerte und mauschelte so echt, daß er alle und schließlich auch Anna zum herzlichen Lachen brachte. Dann schlug er einen Skat im Freien vor; aber man entschied sich, nun endlich nach Groths Salon zurückzugehen und zu tanzen. Den Weg dahin gingen die Damen und Herren gesondert. Die Herren meinten, Fräulein Menzel sei sehr still.

„Ja, trudjig*) ist sie," bemerkte Herr Schneider mit einigem Ärger. „Aber was soll man sagen — Dienstmädchen! Küchenfee! Wird sich wohl noch ändern. Ich werde sie mal in Behandlung nehmen."

„Du hast wohl Absichten, he?"

„Ne du, das weniger. Aber zum Poussieren ist sie doch ganz nett, was?"

„O ja, ganz schmuckes Mädel."

Die Damen unterhielten sich zunächst über ihre Kleider und machten sich dann in harmloser Weise über die vor ihnen gehenden Herren lustig. Besonders gab die Eleganz, die Gewandtheit und Lebhaftigkeit des Herrn Schneider zu vielen Bemerkungen Anlaß, die immer zur Hälfte in Kichern untergingen. Aber es war nicht jenes Lachen, das den Männern verderblich wird; man verbarg hinter diesem Kichern die unverkennbare Tatsache, daß der Kommis als der Schneidigste den größten Eindruck machte. Bei ihren Geschlechtsgenossinnen wurde auch Anna lebhafter; sie beteiligte sich am Gespräch, ja sogar an den Scherzen über Herrn Schneider.

Groths Salon war erreicht. Wenn man von außen in den Saal blickte, sah man vor Staub und Brodem nur nebelhafte Gestalten vorüberschweben. In der Mitte des Saales standen rauchende, plaudernde Männer. Die Geigen mußten an Tonstärke ihr Letztes hergeben: es war die rücksichtsloseste Ausbeutung, die man sich denken konnte. Selbstverständlich konnte Anna tanzen, wenn sie es auch nie gelernt hatte. Es ist das natürliche Vorrecht ihres Geschlechts, daß es mit drei Jahren Verständnis für die Blusen und Schleifen der Mutter zeigt und mit sechs Jahren zur Drehorgel mindestens eine korrekte Polka tanzt. Bei irgend

---

*) Derbe Bezeichnung für eine gewisse bäurisch-furchtsame, zähe Passivität gegen alle Unterhaltungsversuche.

einer späteren Gelegenheit, aber nicht allzu spät, zeigt sich dann plötzlich, daß auch der Walzertakt von Anbeginn vorhanden gewesen und nur auf Musik gewartet hat.

Schneider fand sogar bald heraus, daß sie besonders gut tanze: leicht und mit Leidenschaft; sie gab sich offenbar ganz, mit einer frischen, jubelnden Genußfreudigkeit dem berauschenden Wirbel hin. Ihr wurde warm, sie trank, und wenn sie dann wieder in seinem Arm dahinwirbelte, schloß sie die Augen, und es war ihr, als wäre dies alles ein großer Festtag, als fege der Schwung der Geigen und Bässe sie und alle ringsum und das ganze Haus hinauf in die Lüfte, als schmetterten die Trompeten: „Freude, Freude, Freude in Ewigkeit!"

Als sie in Gesellschaft der andern am Arme Schneiders das Lokal verließ, stand ihr plötzlich der morgige Tag vor: der Waschtag! Sie empfand für einen Augenblick einen intensiven Chlorgeruch — und dieser Geruch zog hinter sich her die deutliche Vorstellung ihres alltäglichen Lebens; gleichsam mit einem Blick ihres Geistes umfaßte, begriff sie plötzlich erst die ganze entsetzliche Öde und Einsamkeit ihres bisherigen Lebens.

Und wie ein vom Tode Geretteter gegen seinen Retter, so empfand sie gegen den Mann an ihrer Seite eine unbegrenzte, schwärmerische Dankbarkeit. Sie sah ihn von der Seite mit Blicken der Verehrung an; denn sie empfand das, was er an ihr getan, wie einen Akt der Herzensgüte, wie eine großmütige Wohltat. Die nahe Berührung beim Tanze hatte ein Gefühl der körperlichen Fremdheit, das durch die lange Vereinsamung, durch die Gedrücktheit des Dienenden bei ihr besonders stark entwickelt war, besiegt: sie liebte ihn mit warmem, hingebendem Gefühl.

Auf der Chaussee war es bedeutend stiller geworden; man sah nicht mehr ein Gewoge von Spaziergängern und Ausflüglern wie am Tage, sondern nur noch vereinzelte

Gruppen. Vom Strom herüber hörte man ab und zu das Rollen einer Ankerkette, das unheimliche Tuten der überseeischen Dampfer. Über die Villen und Parks am Rande der Chaussee fiel das Mondlicht, und hie und da tauchte zwischen weißen Landhäusern und gewaltigen dunklen Bäumen ein schimmerndes Stück des Stromes auf. Es war ein laulicher, mild umfangender Abend, dessen Hauch sich wie eine liebende Hand weich und doch fest auf Stirn und Augen legte. Schneider und Anna Menzel waren längst hinter den andern zurückgeblieben. Er sprach in leisem Tone zu ihr, daß sie so vorzüglich tanze, daß ihr das Kleid so ausgezeichnet stehe, daß sie überhaupt alle andern im Tanzsaal in Schatten gestellt habe. Er preßte ihren Arm; er sprach mit wachsender Erregung, und während er sie mit einer Flut von Schmeichelworten überhäufte, legte er leise den Arm um ihre Hüfte. Sie ließ es geschehen; sie sprach kein Wort; sie zitterte nur und sah abgewandten Gesichts in die dunklen Gärten hinein. Er zog sie mehr, als daß sie ging. Ein lässiger Rausch, eine taumelnde Schwäche war über sie gekommen; sie wußte das; aber sie wollte nicht widerstreben. Im Schatten einer Mauer zog er sie an sich und küßte sie. Ihr Kopf fiel schlaff auf seine Schulter. Dann plötzlich vor dem wachsenden Ungestüm seiner Küsse erschreckend, von einer unbestimmten Furcht erfaßt, riß sie sich los und lief einige Schritte voraus. Nun gingen sie eine Zeitlang so getrennt, sie wohl zehn Schritt vor ihm, bis er sie allgemach wieder einholte und sie wieder leise um die Hüfte faßte. Plötzlich wurden sie durch spöttische Zurufe aufgeschreckt. Am Eingang eines Gartenlokales standen ihre Gefährten.

„Na! Schöner Mondschein heute, was? Wir glaubten schon, Sie wären unter 'n Schraubendampfer gekommen."

Die Nachzügler mußten wohl oder übel noch eine Tasse

Kaffee bei Ötker mittrinken. Aber sie waren sehr still und ungesellig; Schneider erschien sogar offenbar geärgert.

Von der Eisenbahn aus begleitete sie lästigerweise einer der Herren fast bis nach Hause. Vor ihrem Hause warf Anna einen forschenden Blick nach den Fenstern hinauf, ob auch niemand sie sehe. Dann nahm sie Abschied von Schneider. Sie schmiegte sich fest und innig an ihn und küßte ihn mehrere Male mit herzlicher Kraft. Aber seinem wieder hervorbrechenden Ungestüm setzte sie einen sanften Widerstand entgegen. Sie machte sich endlich los und eilte die Treppen zur Haustüre hinauf. Der Schlüssel drehte sich im Schloß — und sie war verschwunden.

Als sie in ihrer Kammer war und den Hut abgenommen hatte, warf sie sich in voller Kleidung auf ihr Bett. Die Hände unter dem Kopf, starrte sie mit einem seligen, abwesenden Lächeln zur Decke hinauf, während langsam eine Träne nach der andern an den Schläfen herabrollte. — —

Zwei glückliche, zufriedene Monate folgten nun. Zufrieden blieb sie auch an den mühseligsten Tagen, die von Morgen bis Abend eine einzige Bürde waren. Sie hatte etwas von der treuen, aber knechtischen Gutmütigkeit des Pferdes, das für ein bißchen Freundlichkeit an den Strängen zieht, bis die Sehnen reißen. Hatte sich ihr sonst alles und jedes, bis auf die Geräte herab, mit denen sie täglich hantierte, in das graue Dunkel ihrer Einsamkeit gekleidet, so tauchte jetzt alles von selbst in den Hoffnungsglanz ihrer Liebe; das Scheuern und Waschen, das Putzen und Bügeln waren freundlichere, anheimelndere Beschäftigungen geworden. Sie war des Abends so müde, daß sie über ihre eigenen Füße stolperte; sie fiel mehr ins Bett, als daß sie sich legte; aber sie war auch des Abends noch glücklich. Sie fühlte sich am Morgen nicht dumpf im Kopfe; die Lider brannten nicht: die Gliedmaßen waren nicht träge. Der Kopf war klar und frei, und sie kam schnell aus dem

Bette. Denn der Tag rüttelte sie nicht mehr mit mürrischen Worten auf; er sprach ihr leise etwas ins Ohr, und wenn sie die Augen aufschlug, stand er lachend da. Nichts ermuntert uns schneller und gründlicher, als wenn uns der Tag ein freundliches Gesicht macht.

Die freien Sonntage und Wochenabende brachte sie mit Schneider auf Ausflügen, beim Tanze, in Konzertgärten zu. Nach einiger Zeit glaubte sie zu bemerken, daß er sie zuweilen kühler, gleichgültiger, ja rücksichtslos behandle. Er setzte sich mit guten Freunden zum Skat nieder und ließ sie stundenlang allein sitzen, ohne sich ihrer anzunehmen. Sie empfand das; aber sie ließ es ihn nicht merken; sie liebte ihn zu sehr, um ihm ein Vergnügen zu stören. Auf einem Ausflug im beginnenden Herbst aber fühlte sie sich wirklich gekränkt. Er war in der Prahllaune und warf mit einem Stein nach einem Hunde, um mit seiner Treffsicherheit zu glänzen. Das Stück gelang ihm: der Hund lief heulend und mit eingezogenem Schwanze davon. Herr Schneider und einige andre Herren der Gesellschaft lachten von Herzen: die übrigen schwiegen. Nur Anna hielt ihm mit ruhigen Worten vor, wie er so etwas tun könne. Er hatte sehr wohl irgendwann einmal auswendig gelernt, daß dergleichen eine Roheit sei, und um so mehr ärgerte er sich. Er verhöhnte sie, und die durch den Vorwurf mitgetroffenen Herren stimmten triumphierend ein. Und selbst jetzt nahm er sich ihrer nicht an; er überließ sie ihrer qualvollen Verlegenheit, bis einer aus der Gesellschaft, der das Peinliche der Situation empfand, der Unterhaltung mit Entschiedenheit eine andre Wendung gab.

Als sie dann allein und im Dunkeln nach Hause gingen, suchte er durch um so größere Zärtlichkeit den übeln Eindruck von vorher zu verwischen. Er war ein völlig andrer und tat, als wäre gar nichts geschehen. An das Vorgefallene rührte er vorsichtigerweise mit keinem Worte.

überhaupt, wenn sie des Abends allein waren, in der Laube eines Biergartens oder auf einem dunklen, einsamen Wege, dann entwickelte er eine überaus geschäftige Zärtlichkeit. Seine Beteuerungen und Liebkosungen wurden um so lebhafter, je mehr sie sich ihrer Behausung näherten; aber wenn das Mädchen, ein Ende machend, sich ihm entzog, brachen sie in ein kurzes, kaltes „Gute Nacht" ab. Sie war feinfühlig genug, um zu merken, daß er sie nicht ganz so liebe, wie sie ihn; daß er sie liebe, daran zweifelte sie nicht. Aber es fehlte ihr immer an seiner Liebe ein kleines Stück, das sie voll mache. Sie suchte dieses Stück aus ihm herauszulocken, sie wagte es, ihn herauszufordern, indem sie oft wie scherzend, aber ängstlich forschend zu seinen Beteuerungen sagte: „Ach, das meinst du ja doch nicht so!" Dann verdoppelte er seinen Eifer und verschwur sich hoch und heilig; aber sie hörte nicht, wonach sie sich sehnte. —

An einem Oktobersonntag gingen sie ins Theater. Anna hatte die Erlaubnis erhalten, bis zwölf Uhr auszubleiben. Sie hatte nie ein Theater von innen gesehen; nach den kleinbürgerlichen Anschauungen ihrer Eltern wäre eine Ausgabe für derlei Vergnügungen ein geradezu verbrecherischer Leichtsinn gewesen; überhaupt war das Theater etwas für die „Feinen", eine Stätte, wohin „unsre Art Leute" nicht gehörte. Außerdem hatte der alte Menzel nach einer weit zurückliegenden Jugenderfahrung die „Theaterspielerei" als „narr'schen Krom" bezeichnet.

Schon im Vestibül fühlte Anna jene beklommene Schüchternheit, die Menschen einer gedrückten Klasse in solchen Umgebungen zu befallen pflegt, und sie wunderte sich, daß Schneider den Mut fand, den betreßten Portier ganz unbefangen anzureden und zu befragen. Auf den Treppen und in der Garderobe wagte sie nicht anders als leise zu sprechen; als sie aber auf ihrem Platz im „dritten Rang" saß und die vergoldeten Logenbrüstungen und weißen

Säulen sah, den Kronleuchter und die Deckengemälde, und vor allem das Proszenium mit dem Vorhang, dieses verheißungsvoll geschlossene Tor mit seinem feierlichen Zauber: da verstummte sie ganz. Sie wurde nicht müde, sich in der halbdunkeln Rotunde umzuschauen. Sie überlegte, wie unendlich schwer es sein müsse, so hoch unter der Decke so schöne Bilder zu malen, und sie stellte sich vor, daß der schwere Kronleuchter durch den riesig hohen Raum hinunterfalle.

Da ertönte mit ernsten, breiten Akkorden eine Musik, so festlich-weihevoll, wie sie im Theater zu klingen pflegt. Anna schwoll das Herz, und sie blickte Schneider mit einem überglücklichen, dankbaren Lächeln an. Sie hatte bis dahin das Orchester gar nicht bemerkt; jetzt blickte sie hinunter und verfolgte aufmerksam die Bewegungen des Dirigenten. Dann schloß die Musik; das Glockenzeichen ertönte, und der Vorhang ging auf.

In gewisser Hinsicht hatten sie Unglück mit ihrem Theatergang: es gab „Torquato Tasso“. Schneider hatte es schon mit Mißtrauen erfüllt, daß nur „so wenig Personen“ auf dem Zettel standen. Aber Anna war vom ersten Augenblick an völlig gebannt. Zum ersten Male kostete sie diese eigentümliche Romantik der Bühne, die über jede Dekoration, auch über eine ärmliche Bauernstube, einen Schimmer aus dem Lande der Seligen gießt. Und gerade das Zauberlaternenhafte der Bühne, diese feste Umrahmung des Bühnenbildes, die dem Ganzen auch bei höchster Täuschung doch unmerklich die Begrenzung des Spieles verleiht, gerade die halbe Wahrheit der Bühnenrealistik, diese ideal gestimmten Gärten, diese idealen Säulenhallen, diese wunderschönen Menschen in ihren vornehmen Gewändern und ihren edlen Bewegungen: das reizte sie, das erfüllte sie mit einem tiefen, sehnsüchtigen Entzücken. Auf den ins Blaue verschwimmenden Baum-

kronen des Hintergrundes, an den geraden Linien der Säulen verweilte sie oft mit langem Blick, ohne zu hören und zu sehen, was gesprochen und gespielt wurde. Wie bei jedem Theaterneuling war bei ihr zunächst das Sehen die Hauptsache; gleichsam unbewußt, willenlos ließ sie sich auf dieser Flut der Anschauungen treiben, hierhin und dorthin, und allerlei Nebendinge fielen ihr auf: ein kleines Loch in einer Kulisse, durch das ein Licht schimmerte und das sie mit Neugier betrachtete. Aber dann — wie sprachen diese Menschen da unten! Ein schönes Hochdeutsch hatte ihr immer besonderen Respekt eingeflößt; die Frau Zollamtsassistent hatte sehr schön gesprochen; deren Gaumen-R hatte sie für besonders vornehm gehalten. Aber hier sprach man doch noch ganz anders. Was sie von dem Stücke verstand, das folgerte sie oft mehr aus den Mienen und Gebärden der Personen, als daß sie die Worte begriffen hätte. Aber sie verstand doch vieles von den Worten, mehr als sie in ihrer abergläubischen Furcht anfangs gehofft hatte; sie verstand es so — so ganz innen; nur wiedersagen konnte sie es nicht. Und auch, wo sie gar nicht verstand, da lauschte sie mit jener Ehrfurcht, die das unverbildete Gemüt vor der geheimnisvoll und dennoch deutlich sich bezeugenden Schönheit und Erhabenheit empfindet, wie man der unverstandenen Sprache des Meeres oder eines brausenden Gießbaches lauscht.

Schon nach dem ersten Akt hatte sie ein Gefühl, das während des Abends noch wiederholt mit immer gleicher, schmerzlicher Stärke hervortrat: sie fühlte sich tief niedergedrückt von diesen schönen, edlen, guten Menschen da unten. Sie kam sich so schlecht, so gewöhnlich vor und empfand alsdann eine kurze, aber heftige Sehnsucht nach den schönen Menschen. Sie hatte durchaus den Eindruck von etwas ganz Wirklichem empfangen; Darsteller und Dargestelltes verschmolzen ihr in eins.

Der Streit zwischen Antonio und Tasso erregte sie sehr stark; die heftigen Worte, die blitzenden Degen — ihre Augen waren weit geöffnet; ihr Busen wogte. Mit ihren einfachen, primitiven Moralbegriffen sah sie in Antonio, der den armen schönen Tasso höhnte und reizte, einen vollkommenen, herzlosen Bösewicht. Und als dann Tasso noch dazu bestraft wurde, empfand sie für ihn das tiefste Mitleid.

„'n ganz hübsches Stück," hatte Herr Schneider nach dem ersten Akte mit einer gewissen verzweifelten Kraftanstrengung geäußert. Nach dem zweiten Akte sagte er nichts über das Stück; er war offenbar befriedigter; die gezückten Klingen hatten ihn etwas angeregt. Nach dem dritten Akt fand er die Sache „scheußlich langweilig".

„Wären wir nur nach dem Thalia-Theater gegangen; da gibt es immer was Lustiges. — Ich will erst mal 'n Glas Bier trinken. Willst du mit?" fragte er kurz und gleichgültig.

„Nein," sagte sie, „geh du nur!" Es tat ihr leid, daß er sich langweilte.

Der Vorhang ging wieder auf; aber Schneider war noch nicht da. Bei ihrer beschränkten Ängstlichkeit in dieser ungewohnten Umgebung hatte sie keine ruhige Sekunde; immer wieder sah sie nach der Logentür; von der Vorstellung sah und hörte sie nichts. Endlich kam er.

Nachdem er auch diesen Akt ausgehalten hatte, schlug er vor, fortzugehen und lieber in der Würzburger Bierhalle ein ordentliches Beefsteak und einen ordentlichen Schoppen zu genießen.

„Ach — —!" Sie sah ihn erschrocken an. „Das seh' ich nun nicht ein! Es ist doch so schön!"

„Na ja, wenn du mit Gewalt den Quatsch noch länger mit anhören willst — —" Er wandte sich heftig ab und sprach kein Wort mehr. Mit verbissenem Ärger starrte er über die Brüstung ins Parkett hinunter. Übrigens hatte

er schon während des ganzen Abends eine Art unruhiger Zerstreutheit gezeigt, als beschäftige ihn etwas andres. Es kam die Szene, in welcher Tassos Liebe zur Prinzessin ans Licht hervorbricht. Dem stürmischen Lauf seiner Worte folgte Anna mit klopfendem Herzen.

„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Not entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an,
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn; mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!"

Und — sie stieß ihn von sich — und eilte fort. — Wie konnte sie ihn nur von sich stoßen, der sie so liebte, der ihr so von Herzen gesagt hatte, wie er sie liebe! —

Heimlich erfaßte sie ihres Geliebten Arm und preßte ihn fest an sich.

„Was soll ich?" fragte Schneider.

Sie schüttelte lebhaft den Kopf: er möge still sein.

Daß aber Tasso am Schlusse den Antonio einen edlen Mann nannte und zu ihm seine Zuflucht nahm, das verwirrte sie, das begriff sie nicht. Aber schön war es bis zum Schluß gewesen, und als der Vorhang langsam gefallen war, mußte sie sich die Last des Eindrucks durch einen langen, tiefen Seufzer erleichtern.

„Na — jetzt bist du ja wohl zufrieden, he?“ fragte Herr Schneider in gereiztem Tone.

„Ja!“ sagte sie, und sie versuchte, ihn mit ihrem Lächeln zu versöhnen.

„Na, Gott sei Dank!“ sprach er mit einem kurzen Auflachen.

Er half ihr nicht beim Anlegen ihres Mantels, sondern ging, ohne sie zu erwarten, die Treppen hinunter.

Unten auf der Straße stimmte ihn die Aussicht auf die hell erleuchtete „Würzburger Bierhalle“ beträchtlich freundlicher. Er gab ihr seinen Arm und sie gingen hinein. Sie mußte ein Beefsteak mit Eiern und mit Kartoffeln nehmen und noch Kompott dazu; er gab nicht eher nach, als bis sie einwilligte. Als er gegessen und getrunken hatte, war er wieder ganz aufgeräumt; er bestellte ein Glas Bier nach dem andern und rühmte sich, wie viele Seidel er vertragen könne, „wenn er aufgelegt sei“. Einmal, auf einem Ausflug nach Friedrichsruh, habe er sechsundzwanzig Glas getrunken. Nun, das sei ein heißer Tag gewesen, und von dem „leichten, hellen Zeug“ könne man eine Masse wegsetzen. Von diesem schweren Bier könne er auch höchstens zwölf Seidel vertragen. Er quälte sie förmlich, sie solle doch mehr trinken; aber sie lehnte entschlossen ab. Sie hatte sich einmal verleiten lassen, mehr zu trinken, als ihr schmeckte, und das war ihr schlecht bekommen.

Auf dem Nachhausewege mußte sie noch mit in ein Café hinein, Schokolade trinken und Kuchen essen. Er hatte ihr durchaus Glühwein aufnötigen wollen; aber sie war standhaft geblieben.

Als sie ihren Heimweg fortsetzten, erzählte er unvermittelt, er werde nun bald seine Stellung drüben aufgeben und dann wohl ein Geschäft in Wittenberge übernehmen. Er wolle sich selbständig machen; ob sie dann seine „kleine süße Frau“ werden wolle.

Sie schmiegte sich an ihn, blickte ihn lächelnd an und nickte stumm, mit scherzend lebhafter Entschiedenheit. Er malte ihr aus, wie es dann sein werde; dann würde sie sich nicht mehr für andre Leute zu schinden brauchen; dann würden sie sich alle Tage lieb haben, so ganz, ganz lieb — er umschlang und küßte sie immer öfter, immer leidenschaftlicher. Auf dem einsamen Wege störte sie niemand.

Vor ihrem Hause wollte er sie nicht mehr loslassen. Er bestürmte ihr Ohr mit leisen, schmeichelnden, hastigen Worten: Warum sie immer so kalt gegen ihn sei, so abstoßend; sie liebe ihn gar nicht, und er liebe sie doch so sehr, daß er es gar nicht mehr aushalten könne, und nun müsse er bald von ihr fort, dann werde er sie nicht einmal sehen, und sie würden ja doch nun bald Mann und Frau, das stehe ja doch fest, sie möge ihm doch auch einmal zeigen, daß sie ihn wirklich lieb habe, und ganz seine Geliebte sein, seine Frau — —

Sie zitterte in seinen Armen und suchte sich loszumachen. In ihrer Verwirrung griff sie nach einem äußeren, naheliegenden Vorwand. Aber was ihm denn einfalle — sie könne doch nicht — er sei wohl nicht gescheit — die Leute — —

Er glaubte, den Augenblick ausnützen zu sollen. Er wollte mit hineingehen; er wolle schon aufpassen, daß ihn niemand sehe, und schon wieder hinauskommen.

Mit einem jähen Ruck hatte sie sich losgerissen, um die Stufen zur Tür hinaufzueilen. Entdeckt werden — wie sie einen Mann im Zimmer hatte —! Die Schande konnte sie gar nicht ausdenken. Überhaupt hatten ihr immer die Folgen eines Fehltritts Entsetzen eingeflößt. Immer die Folgen hatte ihr die Mutter vor Augen gerückt — und in den Zeitungen hatte sie oft dergleichen gelesen. Sie mußte immer gleich an Kindesmord denken. Im Schaufenster des Panoptikums hatte sie einmal eine plastische

Darstellung gesehen: „Die Kindesmörderin —“ Und einmal hatte sie auch ein Gedicht gelesen: „Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen —“

Alle diese Vorstellungen fuhren ihr jetzt blitzschnell durchs Hirn. Aber ebenso schnell tauchte dann wieder ein warmes, mitleidiges Gefühl für ihren Geliebten empor. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Nicht böse sein, nicht böse sein, mein Gustav,“ bettelte sie.

Er faßte ihre Hände und suchte sie wieder herabzuziehen. Aber sie riß sich wieder los.

„Nicht, Gustav, nicht! Es ist besser so,“ flüsterte sie bittend. „Sag mir ordentlich gute Nacht.“ Er stieg auch die letzten Stufen zu ihr hinauf und machte Miene, doch mit ihr hineinzugehen. Aber sie schlüpfte schnell hinein und schlug die Tür mit ängstlicher Hast zu. Einen Augenblick stand er still vor der Tür, dann lief er die Stufen hinunter und stürmte mit wütenden Schritten davon. Sie öffnete die Tür wieder und rief mit unterdrückter Kraft seinen Namen; aber er hörte nicht mehr oder wollte nicht hören.

Tief bekümmert ging sie in ihre Kammer. Sinnliche Erregung, Mitleid mit dem Geliebten und Furcht, ihn ernstlich erzürnt zu haben, stritten um den Vorrang in ihrem Herzen. Sie entzündete ihre kleine Lampe und, noch in den Kleidern, schrieb sie auf der Fensterbank einen Brief: Lieber Gustav, und dann ein paar herzliche, bittende und verheißende Worte, die ihn so bald wie möglich trösten und versöhnen sollten. Leute ihrer Gesellschaftsklasse kennen in der Regel keine komplizierten Briefanreden; auch der von Herzen Geliebte ist ihnen nur ein „lieber Gustav“.

Als am andern Morgen der Laufbursche zum Vorfragen kam, bestellte sie, was zu bestellen war, und gab ihm dann das Billett zur Besorgung an den Gehilfen.

Der Bursche, der schon öfter Briefe von ihr an Herrn Schneider übermittelt hatte, machte ein erstauntes Gesicht.

„Herr Schneider ist nicht mehr bei uns,“ sagte er.

„Herr Schneider — ist nicht mehr bei Ihnen?“ Sie hatte unwillkürlich die Hand aufs Herz gedrückt. Nur stoßweise vermochte sie zu sprechen.

„Nein, Herr Schneider ist am Sonnabend abgegangen.“

„Ganz fort von Ihnen?“ forschte sie. Sie meinte, es müsse ein Mißverständnis obwalten.

„Ja, ganz fort.“

„Wo ist Herr Schneider denn?“ fragte sie ratlos.

„Ja, das weiß ich nicht,“ erwiderte der Bursche.

Nachdem dieser schon längst gegangen war, stand sie noch immer auf dem Korridor. Davon hatte er ihr ja nichts gesagt! Aber endlich kam sie zu dem Schlusse, daß die Aufklärung dieser merkwürdigen Sache jedenfalls bald kommen werde. Wer weiß, weshalb er ihr davon nichts gesagt hat. Er hat vielleicht seine Gründe. Aber welche? Ein Verdacht stieg in ihr auf — aber sie unterdrückte ihn schnell wieder. Das konnte er nicht tun, denn dann — dann —

Es war ihr, als wenn sich mit einem Male wieder ein grauer Schleier über die ganze Welt ziehe — der graue Schleier von früher. Aber nur einen Augenblick — dann war es wieder hell. Das Salzfaß, die Pfannen, die Teller lächelten sie wieder an. Er liebte sie ja — sehr — sehr — das hatte sie ja erst gestern abend gesehen. — Aber warum nur — —?

Sie bemerkte endlich verzweifelnd, daß sie nun wohl schon eine halbe Stunde lang bald dies, bald das getan und angefaßt und doch nichts gearbeitet habe, gar nichts. Sie raffte sich auf zur Arbeit und machte sich an die Wäsche: aber wieder nach einer halben Stunde entdeckte sie, daß sie immer dasselbe Stück Zeug auf der Ruffel hatte.

Am Nachmittag brachte der Postbote einen Brief. Von ihm! Sie eilte damit in die Küche und las: „Wertes Fräulein!“ Sie griff nach dem Kuvert: der Brief war an sie und er war von ihm. Sie las:

„Wertes Fräulein!

Bei meiner Abreise von hier sage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl. Indem ich eingesehen habe, daß es mit uns doch nichts ist, hebe ich hiermit die Verlobung von meiner Seite auf und bedaure ich nur, es nicht schon früher getan zu haben, indem mir die Sache schon lange langweilig war.

Ihnen alles Beste wünschend,

hochachtungsvoll ergebenst

Gustav Schneider, Kaufmann.“

Sie saß auf ihrem Küchenstuhle, als sie den Brief las. Sie starrte geradeaus und sah nur eines vor ihren Augen: ihr früheres Leben.

Sie sah es in einem einzigen Bilde: Wie sie an einem Sonntagnachmittag am Küchenfenster saß und durch den Regen in den Lichthof sah. Das war ihr früheres Leben.

Und von selbst traten ihr die Worte auf die Lippen: „Wie früher — wie früher — wie früher —“ Sie stöhnte es vor sich hin, abwesend, unablässig, und dann wurde es zuletzt ein Wimmern, ein hilfloses Jammern. „Wie früher — wie früher — wie früher —“

Sie sah die zinnerne Wanne, die halb mit Wäschestücken gefüllt war — und ein unwiderstehlicher Trieb gewann über sie Gewalt. Sie hatte keine Gedanken mehr; sie folgte nur noch diesem Triebe. Sie hob die Wanne auf, nahm den Bodenschlüssel vom Brett und stieg die vier Treppen hinauf.

Auf dem Boden setzte sie die Wanne nieder; sie hatte

sie aus ganz mechanischer Gewohnheit mit hinaufgenommen. Geradeswegs schritt sie an das Fenster und stieß es auf. Sie stieg auf die Fensterbank, hielt sich mit der einen Hand am Fensterpfosten und schaute hinab. Sie schauerte zusammen. Dann schloß sie die Augen und ließ sich hinabfallen.

Hinab in den Schoß des großen Erbarmens.

Es war ein grauer, müder Tag; auf dem Kartoffelfelde war das alte Paar mit seinen Enkeln nicht mehr zu sehen, und die lustigen Hörner und Trommeln von drüben waren verstummt.

Von Schiffahrt, Angst, Courage u. dergl.

Wir waren eine regelrecht gemischte Gesellschaft: immer ein Mädel — ein Bursche, ein Mädel — ein Bursche und so weiter. Nur in zwei Dingen stimmten wir alle überein, erstens: wir waren jung, und zweitens: wir wollten uns an diesem Nachmittag auf jeden Fall wundervoll amüsieren. Selten ist ein Vorsatz mit größerer Energie gefaßt worden als dieser.

Nun ist es eine der allerbekanntesten Tatsachen, daß solchen Leuten in solcher Stimmung eine Wasserfahrt ein ganz erhebliches Vergnügen zu bereiten pflegt. Die Damen ins Boot heben, ihre Füßchen und Spitzensäume bewundern, sie kreischen und kichern hören, sie beruhigen, ein stolzes Beschützergefühl in den respektiven Männerbusen spüren, sich mit unerhörter Bravour in die Ruder legen und Wind und Meer gebieten, solange sie nichts dagegen haben — anderseits: vor den Männern zu spielen mit eben jenen Füßchen und Spitzensäumen, mit anmutzarter, hilfsbedürftig-ängstlicher „Weiblichkeit“, vielleicht gar die Ärmel hochstreifen, Hände Nr. 5¾ zeigen, ein für hervorragende Schifferfäuste gemachtes Ruder mit möglichst zierlicher Täppischkeit umklammern und es solchermaßen hin und her bewegen, daß sämtliche Insassen etwas davon haben — wer wollte leugnen, daß alles das für die respektiven Geschlechter ungefähr so viel bedeutet wie ein Leutnant mit Schlagsahne oder ein dreisitziges Fahrrad mit Skatvorrichtung, nämlich: eine *Akkumulation* höchster Genüsse?

Ein erklärtes Verhältnis gab es erfreulicherweise innerhalb unsrer achtköpfigen Gesellschaft nicht — wenn auch ein Paar gewisse dringende Verdachtsmomente aufwies — es bestand also, wie der kundige Leser aus meinen Andeutungen schon geschlossen haben wird, zwischen uns jene reizvolle Spannung ungleichnamiger Geschlechter, der die Entfernung noch zu groß ist, als daß der Funke überspringen könnte, die sich aber dafür in einem pracht- und wundervollen Sankt Elmsfeuer der Koketterie entladet. Es gibt wohl kaum etwas Possierlicheres als die Koketterie zwanzigjähriger Leutchen. Die jungen „Männer“ posieren entweder genau so stark wie die Weibchen oder etwas stärker; in späteren Jahren freilich neigt sich das Übergewicht in diesem Punkte auf die Seite der Frauen, weil die Männer dann fauler und gleichgültiger werden, diese Eigenschaften sehr oft für sittlichen Ernst halten und sie infolgedessen ernstlich kultivieren. Die jungen Männlein aber tun groß, und die Weiblein tun klein, so will es die überlieferte Praxis. Was die Jünglinge in dem Alter um Zwanzig herum an Mut produzieren, ist unglaublich. Und sieht man die Jungfrauen, so weiß man — immer vorausgesetzt, daß man selbst im entsprechenden Alter steht — daß Anmut und Sanftmut, Zärtlichkeit und Mitgefühl ewig wohnen werden an jedem Herde der Heimat. Mut wollten wir heute zeigen, den Mut zu Wasser; es sollte eine Elbpartie gemacht werden.

Es war aber einer unter uns, der das ehrwürdige Alter von Siebenundzwanzig hatte, der männliche Part des verdächtigen Paares, und dieser stellte jetzt die komische Frage: „Ist denn einer von Ihnen, meine Herren, auch im stande, ein Boot auf der Elbe zu handhaben?“

Ein kurzes, entrüstetes Schweigen und dann eine Sturzwelle von Fragen: „Wieso?“ — „Das bißchen Rudern?“ — „Können Sie nicht rudern?“ — „Sind Sie bange?“

Dies Wort gab dem Übermut Luft: der arme Herr Steen hatte ausgesorgt; er konnte sich für heute und für die Zukunft auf den Hohn der wagelustigen Jugend gefaßt machen.

„Es vergeht kaum eine Woche," fuhr er mit unerträglicher Ernsthaftigkeit fort, „daß nicht von einem gekenterten oder überrannten Boot und von ein, zwei, drei bis ein Dutzend und mehr ersoffenen Vergnügungsfahrern berichtet würde. Ich halte es für Leichtsinn, sich auf einem höchst gefährlichen Fahrwasser andern als wirklich kundigen Händen anzuvertrauen, und habe das auch bisher noch nie getan."

Für den Menschenkenner wird es nicht nötig sein, ihm das Hohngelächter zu schildern, das ob dieser Rede auf den furchtsamen Herrn Steen herniederprasselte. Die Damen schürzten heimlich mit Verachtung die Lippen, und selbst diejenige, welche ein dunkler Verdacht mit diesem Sicherheitskommissar in Verbindung brachte, entfernte sich unwillkürlich um einige Schritte weiter von ihm.

„Na, sei'n Se man nich bange!" rief Herr Martens, der oberste Draufgänger von uns Jungen, „versuchen Se's man! Wenn Ihnen schlecht wird, setzen wir Sie in eine Droschke und lassen Sie fein bis an Ihr Bett fahren. Zufrieden?"

„Gut, unter dieser Bedingung geh' ich mit," versetzte Herr Steen. Die Zusage wurde mit spöttischem Gelächter aufgenommen; die Damen kicherten jetzt ganz ungeniert hinter Herrn Steens Rücken. Auf dem Wege nach dem Hafen blieb er fast gänzlich isoliert.

Da war also wieder mal unser alter lieber Hein Kloock, der Bootsvermieter und Inhaber jener Badeanstalt, in der ich als Fünfjähriger mein erstes öffentliches Bad in solcher Art nahm, daß ich in der Glut meines damals schon bedrohlichen Temperaments mit Hemd und Höschen in das Bassin für die größten Erwachsenen sprang und sofort mit

dem Kopf bis auf den Grund drang. Ein ruhiger Griff Hein Kloocks in meine Nasiräerlocken brachte mich wieder zum Vorschein. Seitdem hat sich eine Art Kindschaftsgefühl gegen den alten Mann in mir erhalten; ich nehm' ihm jede Geschichte ab, und wenn ich ihn besonders erfreuen will, reize ich ihn durch fabelhaft unwissende Fragen zu einer belehrenden Erzählung aus seinen Seemannszeiten. Er hat, nach einem ziemlich verbürgten Gerücht, nur ein paar Fahrten nach Westindien gemacht; aber er lügt bis zu den höchsten Breitegraden, und ein Überfall durch chinesische Seeräuber im Gelben Meer kostet ihm nicht die geringste Anstrengung. Überhaupt erzählt er jedes gewünschte Abenteuer und mißt dabei, während er den Zuhörer schärfstens studiert, im stillen ab, wieviel tote Seeräuber und wieviel Fuß Sturzwellen er ihm zumuten darf. Mir fügt er die höchsten Wellen und die meisten Toten zu; denn ich mache ihm zu Gefallen immer ein Gesicht wie Klingers Simplizissimus, da er vom Einsiedler das Lesen lernt. Hein Kloock ahnt natürlich nicht, daß mir das Interessanteste seine Geographie ist. Er hat es mir schon wiederholt versichert, es sei ein wahres Glück, daß „die Linie" übers Wasser gehe; wenn sie übers Land ginge, würde die Hitze nicht auszuhalten sein.

Dieser Mann also vermietete uns ein gutes, nettes Boot, versprach uns gutes Wetter — was er immer tut — und wünschte uns eine glückliche Fahrt. Herr Steen bestieg unter großem Hallo das Boot.

„Herr Steen — vorseh'n! Das Wasser hat keine Balken!" — „Herr Steen, es wackelt!" — „Herr Steen, werden Sie nicht beim Einsteigen schon seekrank" und dergleichen mehr schwirrte dem Ärmsten um den Kopf, der aber, zum Glück für die gute Stimmung, alles mit cynischer Gemütsruhe hinnahm und, als man sich müde geulkt hatte, trocken bemerkte, er müsse nur immer an unsere

Eltern denken, für die unser Leben doch einen gewissen Sinn habe.

Der Hafen war diesmal wieder groß und schön. Wer den Hamburger Hafen in seinem Sonntagskleide sehen will, der muß ihn an einem sonnigen Arbeitstage sehen. Ich kenne kein überwältigenderes Bild der Arbeit als dieses. Hier scheinen sich alle Geräusche der Welt zu vereinigen zu einer sausenden, rollenden, surrenden, hämmernden, knirschenden, pfeifenden, klirrenden, heulenden, stöhnenden, donnernden Sinfonie der Arbeit. Hier sind wir nicht mehr in einem kleinen Staate, hier sind wir in der Welt. Hier weht Luft aus allen Zonen, Klang und Duft aus allen Breiten. Die Masten der Schiffe, dieser Cyklopenmauern, weisen in blaue Höhen, ihr gierig-scharfer, durchschneidender Bug in blaue Weiten. Hier braust dir in einem Augenblick durch alle Adern wie Wein das ganze Kraftgefühl der Menschheit. Und das Heulen der Schiffssirenen gibt dir Antwort auf deinen Stolz: es ist ein wild auffahrender, wahnsinniger Wutschrei der unterjochten Naturkraft. Aber die ungeheuren Raubvogelschnäbel der Kräne holen unermüdlich neue Schätze aus den strotzenden Bäuchen der Schiffe hervor und streuen sie hinaus ins Land, unermüdlich, unermüdlich. Und droben auf dem Schiff, dessen steile Wand nun unmittelbar, zum Greifen nahe fast, neben uns emporsteigt, jäh, still, drohend, lauernd, als wollte sie im nächsten Augenblick sich neigen und uns zermalmen — droben an der Reeling tanzt ein steinkohlengeschwärzter Arbeiter mit humorvollen Sprüngen zu einer Musik, die von einem Vergnügungsfahrzeug her lustig über die Wellen hüpft. Und auf dem Heck eines Chinafahrers sitzt eine deutsche Mutter und läßt ihr rundes Bübchen auf dem Arme tanzen zu eben jener Musik. „Musiiik! Musiiik!“ hallt es von allen Kais und Schiffen und aus allen Speichern, als die heitere Weise verstummt ist.

Sie wollen Musik. Und über allem ist Sonne.

Wenn ich so durch diesen Hafen fahre, dann sehe ich ihn: den großen Triumphtag der Arbeit, da alles, was arbeitet, frei wird von gemeiner Sorge und frei wird zu reinerer Lust. So wird er aussehen, wie dieses große Bild voll Leben, Tat und Sonne. Ich weiß, ich weiß: dies ist nur ein Bild, und der Tag ist noch nicht da. Aber zuweilen sah ich ihn schimmern um die Masten dieser Schiffe und um die Dächer dieser Stadt.

Und dann stromab an den stillen, heimlich umbuschten Ufern von Neumühlen und Övelgönne, Othmarschen und Nienstedten vorüber, bis zu dem sauber blinkenden, weiß und grünen Finkenwärder. Immer größer, immer breiter, immer ruhiger der Strom, wie ein großes Leben, das von Stunde zu Stunde die Welt mit größerem Blick umfaßt und nun immer klarer, segensreicher, mächtiger und stiller wird.

Er fließt nach Westen, dieser Strom, und so ergießt er an jedem schönen Abend seine breite Flut in das purpurne Meer der Sonne. Sein Drängen und Treiben endet im Lichte. Das ist mir von Kindheit auf ein gewohntes, heiliges Bild.

Drüben, im allerfernsten Hause, das der Blick noch erreichen kann, blinken die Fensterscheiben von lauter Sonne. Das, ihr Brüder vom Gebirge, ist uns Kindern der Ebene Seligkeit: auf zwei Meilen weit dem Nachbar im stillen Herzen eine gute Nacht zu wünschen, wenn aus seinem Fenster die Abendsonne uns zunickt. Das ist uns Seligkeit: stundenlang wandern und fahren und fahren und wandern können und immer das Auge Raum trinken lassen, so viel es mag, ohne zu fürchten, er könnte alle werden. Was noch hinter diesem lachenden Horizont an duftigklaren Weiten liegt, das trinkt ein Auge nicht aus. Ich liebe euer Gebirge von ganzem Herzen; aber jeden Morgen,

wenn ich zum Fenster hinaussehe, ja bei allem Tagewerk gegen hohe Wände zu blicken, das hielt' ich nicht aus. Das Herz, das mir in den Augen brennt und drängt, es würde ganz auf eigene Hand sterben vor Sehnsucht.

Jetzt durch die einsamen Grachten zwischen den Elbinseln hindurch, wo die Ruder an beiden Seiten ins Gras schlagen, in das hohe Gras, das den Rindern bis zum Bauche reicht, wo leise der Wind die Halme streichelt, wie eine Mutter die Stirn ihres schlafenden Kindes, wo kaum ein Laut vernehmbar ist, als ab und zu das dumpfe, sattbehagliche Brummen einer Kuh. Natürlich kehrten wir bei „Mutter Thiessen" ein.

Mutter Thiessen darf eigentlich keinen Schnaps verkaufen; aber sie tut es. Und er schmeckt auch, wenigstens ihr selbst; aber sie geht nie über das Maß hinaus, das ein kräftiger Mann vertragen kann. Sie ist Wirtin und Hausknecht und noch mit jedem Gaste fertig geworden; ihr Mann ist ihr Kellner. Jedesmal, wenn man ihn sieht, möchte man ihm ein Trinkgeld zustecken. Seine Frau ist immer hinter ihm her: „Klas, mak doch to! Wat steihst du hier un snacks! Bedeen din' Gäst!" und er: „Jowoll, min Engel! Jowoll, min söte Deern!" Wenn sie ihn nicht hört, versichert er dann jedem Gaste einzeln, dies verdammte Weibsstück könne ein Pferd totärgern.

„Sie müssen mal energisch auftreten!" meinte Herr Martens.

„Djä! denn ward se noch energischer! Dat hevv ick jo allens versocht!" versichert Herr Thiessen mit überlegener Resignation.

„Klas!!!" scholl es schmetternd von der Küche her.

„Jo, jo, min Engel!! — Meenen Se, mine Herrschaften, dat Froensminsch kann een'n ok man'n Ogenblick in Ruh lot'n? Und dorbi: slech is se nich; se 's bloß 'n Satan."

„Klas!!!!"

„Jo, min Deern!"

„Herr Thiessen!" rief jetzt Martens, „sagen Sie, bitte, Ihrer Frau, sie möchte die Spiegeleier nicht wieder so fürchterlich fett machen wie neulich!"

Herr Thiessen kam langsam zurück mit einem ratlosen Gesicht und legte Martens die Hand auf die Schulter.

„Ach Herr," kam es unendlich verlegen heraus, „möchten Sie mir nich 'n großen Gefallen tun?"

„Wenn ich's kann, natürlich gern!"

„Möchten Sie nich 'reingehn un ihr das sagen?"

„Ich?" — Martens wurde blaß. „Ja, wissen Sie — das ist so 'ne Sache — das ist doch eigentlich Ihre Sache — ich kann doch nicht — das sieht ja doch merkwürdig aus — nee, dann lassen Sie's nur — das ist mir viel zu umständlich — ich sitz' hier nun gerade gemütlich —"

Die Eier wurden also fett; wir aßen wie Ruderknechte — ausgenommen die Damen natürlich — und hörten zu dem ausgesprochen niederdeutschen Menü die tremolierenden Lungenübungen Violettas und die wahnsinnigen Triller Lucias, durch die Güte eines italienischen Orgeldrehers nämlich, der sich dann überraschend schnell in die holsteinische Kost einlebte. Als wir die Rückfahrt antraten, bat er uns, ihn und seine Orgel mit nach Hamburg zu nehmen. Wir dachten an den Dreibund und willigten ein, unter der Bedingung, daß er nun auch der Orgel die wohlverdiente Ruhe gönne.

Als wir wieder auf dem eigentlichen Flusse waren, galt es, gegen den Strom des ablaufenden Wassers nach Hamburg zu kommen: für zwei Ruderer, die neun Personen und einen Leierkasten vorwärtsbringen sollten, keine leichte Arbeit. Ich saß am Steuer, und die vierte Mannsperson war zum Ablösen da.

Es war Abend geworden. Wasser und Luft schienen sich zu einem Element vereinigt zu haben, zu einer milchig grauen, alles erfüllenden Flut, die sich um Hals und Wangen legte wie der weiche Arm eines Weibes. Es war jene verdächtige Milde um uns, die sich leicht in Tränen löst. Wir konnten noch einen hübschen Regen bekommen.

Die beiden Ruderer arbeiteten kräftig; aber es ging nur langsam, sehr langsam vorwärts.

„Wir kommen ja kaum von der Stelle!" rief Martens.

„Gar nicht," erklärte Herr Steen, der gerade frei war, mit auffallender Entschiedenheit.

„Wieso ‚gar nicht'?"

„Wir sitzen doch fest!"

„Wir sitzen fest?"

„Ja."

„Wieso sitzen wir fest?"

„Wieso? Auf'm Sand. Haben Sie denn das nicht gemerkt? Wir sitzen ja schon 'ne Viertelstunde."

„'ne Viertelst— — Ja, aber Menschenkind, warum sagen Sie denn das nicht eher?" rief Martens etwas indigniert.

„Ich dachte, Sie wüßten das und blieben mit Absicht sitzen," entgegnete Steen mit der Miene eines frisch gewaschenen Engels.

Ich mußte laut herauslachen. „Jetzt uzt er uns!" rief ich.

„Ja, wie kommen wir denn wieder los!" rief Martens ärgerlich.

„O, das ist sehr einfach," meinte Steen, „Sie müssen nur nicht das Boot gegen den Strom flott machen wollen. Erlauben Sie?" fragte er höflich, nahm Martens das Ruder aus der Hand, tastete den Grund damit ab, stieß es dann in den Sand und schob allein das Boot mit dem ablaufenden Strome wieder ins freie Wasser.

„Bitte?!" Er gab das Ruder zurück.

Es war kein Zweifel, Herr Steen war der ganzen Gesellschaft etwas interessanter geworden. Die Damen betrachteten sich ihn wiederholt von der Seite.

Da geistert neben uns aus dem Nebel das Wrack der „Alexandria". Ein mächtiger Überseer, den ein andrer Dampfer mitten durchgerannt hat, bei solchem Wetter wie heute. Die beiden Hälften starren drohend aus der leise schwatzenden Flut herauf. Die furchtbaren Flügel der Schiffsschraube ragen gespenstisch in die Luft — sie haben Ruhe. Wir umfahren das Wrack. Wir sind wieder still geworden. Um diese Stätte weht Tod. Die dicksten Eisenstangen sind zerbrochen wie Glas, gebogen, aufgewickelt wie dünner Draht. Oben am Fockmast hängt eine Laterne und gibt ein kleines, einsames, trauriges Licht, zur Warnung für die Fahrenden. Einst war auf diesem Deck, in diesen Kajüten Leben, Bewegung, Lärm, Befehlen und Gehorchen. Alles verlassen. Wer weiß, ob nicht unten in einem verborgenen, vom drängenden Wasser verschlossenen Raume noch von denen liegen, die nicht wieder an die Oberfläche kamen? Und ob sie nicht im nächsten Augenblick hervorhuschen, die Treppen heraufkommen wie die Katzen, hierhin, dorthin hasten, die Glut aufstochern unter dem Kessel, in die Masten schlüpfen, die Segel hissen und im Hui mit ihrem Schiff verschwunden sind —

Es ist verschwunden! Wir sind vorüber. Der Nebel ist stark.

Ein schöner, leiser, wiegender Zwiegesang klingt ganz nahe. Und nichts zu sehen — doch! — Ein Boot mit dunklen Segeln! Aber kein Mensch darin zu sehen. Vorbei. Der Nebel verschlang es.

So grüßt uns ein Gedicht. So huscht es vorbei. Es kommt darauf an, wieviel man davon erhascht. Ganz

erwischt man's nie. Später, als ich allein war, sah ich nach, wieviel ich im Netz behalten.

Zwei plaudernde Gesellen
Im Kahn, im flügelschnellen.
Schon stieg aus sanften Wellen
Die Nacht, die milde Fei.

Was war's — was huscht von hinnen?
Ein Schiff mit schwarzen Linnen
— Kein Schiffer saß darinnen —
Glitt unserm Boot vorbei.

Vom Schiff her kam ein Singen
Auf weichen, dunklen Schwingen,
Ein längst vertrautes Klingen,
Wie fremd die Weise sei.

Verklingen und Entschwinden! — —
Wer sucht, um uns zu finden? —
Auf Wellen floß und Winden
Das Schweigen still herbei. —

Ein feiner Regen begann herabzurieseln. Die Damen hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel; es wurde unbehaglich und still.

Mit einem Male rief Steen: „Ein Dampfer!"

„Wo denn?" fragte Martens.

„Da, dicht vor uns, sehen Sie denn nicht?"

Ein Licht ging aus dem Nebel auf, und ein großer, schwarzer Bug stieg dicht vor uns aus dem Dunkel.

„Mensch, was machen Sie!" schrie Steen entsetzt; im nächsten Augenblick hatte er Martens die Ruder entrissen.

Martens war völlig kopflos geworden: er hatte vorwärts gerudert statt zurück. Die nächsten Sekunden entschieden über Leben und Tod. Noch ein paar Schläge und wir wären unter den Dampfer geraten.

Mit ein paar ruhigen, kräftigen Ruderschlägen brachte Steen unser Boot außer Gefahr; wir schrammten so eben,

so eben an unserm Verderben vorbei. Vom Dampfer herab prasselte eine volle Garbe von Seemannsflüchen auf uns nieder, die allerlei wohlmeinende Ratschläge enthielten.

Steen behielt die Ruder. Martens verlangte sie nicht zurück.

Wenn jetzt jemand gewagt hätte, etwas gegen den Herrn Steen zu sagen — was dem wohl passiert wäre!

Die Damen ließen ihn kaum noch aus den Augen. Gar nicht aus den Augen ließ ihn diejenige, welche — der Leser weiß schon. Ihr Blick schien um Verzeihung zu bitten.

Alles gehorchte jetzt seinen Anordnungen, und wir kamen dabei bald in den sicheren Hafen. An Land gekommen, fühlten wir in unsrer Durchfrorenheit das Bedürfnis nach einem heißen Trunk.

„Herr Steen," sagte ich, „Sie haben uns das Leben gerettet; nun müssen Sie auch so großmütig sein, uns für unsre Dummheiten bei einem Grog die Köpfe zu waschen. Uns friert; wir wollen einen trinken."

„Mir ist sehr warm!" sagte er überrascht. „Aber wenn ich an die Geschichte zurückdenke, krieg' ich freilich nachträglich das Gruseln."

„Sie sind ja eine komplette Wasserratte!" rief Martens.

„Ich denke nicht dran," entgegnete Steen. „Dies war meine dritte Kahnfahrt. Ich würde keinem raten, mir auf dem Wasser sein Leben anzuvertrauen. Aber mir geht etwas ab, was auf dem Wasser sehr hinderlich ist."

„Nun?" fragte Martens gespannt.

„Die Saloncourage," versetzte Steen.

Der Tod und das Mädchen.

Im vierten Stockwerk wohnte der Eisenbahndiätar Joseph Simmel. Alle Frauen im Hause waren einstimmig in seinem Lobe. Er war ein langer, hagerer, sanftmütiger Mann. Seine langen, mattblonden Haare legten sich weich in den Nacken, und durch die Gläser seiner goldenen Brille blickten zwei blöde, freundliche Augen stillbescheiden in die Welt. Seine Züge waren faltig und ausdruckslos wie die einer alten schwachherzigen Frau, und mit seiner einförmigen, heiseren Diskantstimme wußte er über die kleinsten Dinge des eigenen und des nachbarlichen Haushalts stundenlang zu plaudern. Und so solide! Immer zu Hause, immer bei seiner Familie! Und mit seinen vierunddreißig Jahren war er doch noch ein junger Mann, der seine Freistunden sehr wohl außer dem Hause genießen konnte. „Ja, wenn alle Frauen solche Männer hätten!“ seufzten die Nachbarinnen. Seine einzige Leidenschaft war seine Geige, die jeden Abend mit sanften, klagenden Tönen oder mit lieblich jauchzenden Kadenzen durch das offene Fenster herabtönte. Nur mit den Büchern mußte die Geige zuweilen seine Zuneigung teilen. Er arbeitete fleißig an seiner Fortbildung, lernte Französisch aus einer fünfzig Jahre alten Grammatik und las mit besonderem Interesse medizinische Bücher, nach denen er seine Familie in Krankheitsfällen behandelte. Mit drei guten Freunden war Herr Simmel zu einem Streichquartett zusammengetreten, das sich an gewissen Sonntagen versammelte und alsdann von vier bis zehn Uhr nach-

mittags ununterbrochen musizierte. Dabei trug dann allerdings Frau Simmel ein Gläschen Bier oder Punsch auf. Sie war eine schüchterne, häßliche und aus Zerstreutheit etwas unordentliche Frau; aber ihren Gatten, der sie geheiratet hatte, als er Zwanzig und sie Achtzehn war, hörte man nie anders als in sanftem, bittendem oder dankerfülltem Tone zu ihr sprechen.

„Willst du mir die Liebe tun, Schätzchen? — Es ist gut, mein Engel!“ In der Tat, ein glücklicheres Paar und eine traulichere Existenz waren kaum zu denken.

Das war die eine Seite des Herrn Simmel. Aber er hatte noch eine andere. Wenn er am Mittag oder am Abend nach Hause kam, zitterten sein Weib und seine vier Kinder. Das fünfte Kind wurde erwartet. Bei seiner frühen Verheiratung besaß er einige hundert Taler, die aber bei den ersten Kindern draufgingen. Seitdem mußte man sich kärglich behelfen. Simmel hatte ein ganz hübsches Talent für die Geige und war von einer rasenden Leidenschaft für die Musik ergriffen worden, als zu mehreren Malen einige gute Freunde sein Spiel gelobt hatten. Seit dieser Zeit war er der festen Überzeugung, daß er zu Höherem als zum Eisenbahnschreiber geboren sei und seinen eigentlichen Beruf, den eines ruhmbekränzten Violinvirtuosen, jämmerlich verfehlt habe. Er schwankte beständig zwischen der Hoffnung, vielleicht doch noch mit vierzig Jahren zu erreichen, was ihm bisher so schmählich versagt geblieben war, und dem peinigenden Gedanken, daß er niemals Zeit und Geld genug besitzen werde, seine Pläne zu verwirklichen. Er nahm teure Privatstunden, aber nur eine die Woche; mehr gestatteten ihm seine Mittel nicht, und er nährte schon darüber einen verbissenen Ingrimm. Aber vielleicht konnte man in der einen Stunde genug lernen; er bedurfte ja nur der notwendigen Fingerzeige; wenn nur Zeit gewesen wäre! Die wenigen

Abendstunden waren so erbärmlich kurz. Was man heute Abend in den Fingern hatte, das war morgen wieder heraus, und die Fortschritte waren zum Verzweifeln langsam! Er stampfte mit dem Fuß, warf die Notenblätter in die Zimmerecke und sank mit still wütender Resignation auf den Stuhl. Wehe seiner Frau, wehe seinen Kindern, wenn sie ihm jetzt zu nahe kamen. Er schrie sie an und mißhandelte sie. Die „Bälge fräßen ihn auf", „dies dumme, schlotterige Weib" habe ihn „zum armen Manne gemacht". Daß er auch je so borniert gewesen war, auf eine Heirat hineinzufallen! Seine Roheit zwischen vier Wänden war noch größer als seine Liebenswürdigkeit auf dem Treppenflur. Und er bemaß seiner Frau das Hausstandsgeld knapper und knapper. „Wir müssen uns einfacher behelfen, oder ihr bringt mich zur Verzweiflung und ich lauf' euch eines Tages davon." Das „Wir" war eine Heuchelei; denn er war ein Genußmensch und verlangte für seinen Gaumen das Beste und Teuerste, was nur zu erschwingen war. Auch bei Tische wollte er wissen, daß er der Herr vom Hause sei, und er war nicht im entferntesten geneigt, seinem Appetit jemals zu Gunsten der Seinen einen Zügel anzulegen. Die Frau ertrug alles; ihre Kopfschwäche, eine Folge der letzten Geburt, machte sie noch willfähriger und ergebener, als sie es ohnehin war. Nur zuweilen, wenn sie in der Küche bei ihrer Arbeit saß, beschlich sie plötzlich ein übermächtiges Gefühl von dem Jammer ihres Daseins, und sie schüttete mit strömenden Tränen ihr Herz gegen ihre älteste Tochter aus.

Diese Tochter — Klara hatten sie die Eltern genannt — war ein Kind von dreizehn Jahren. Sie war ein, wenn auch nicht kränkliches, so doch kleines und schmächtiges Geschöpf mit einem blassen, unbedeutenden Gesichtchen, das plötzlich einen überraschenden Reiz erhielt, wenn die langen Wimpern sich hoben und ein paar kindlich-tiefe, braune

Augen darunter hervorblickten. Trotz ihres zarten Körpers nahm sie ihrer Mutter oft die schwersten Arbeiten ab und entledigte sich ihrer mit einem Geschick, das ihr weniger von Natur eignete, als sie es sich durch einen unerschrockenen, rührenden Fleiß erwarb. Sie war nicht altklug, und doch überraschte fast alles, was sie sagte, durch eine seltene Klarheit; aber es war eine angenehme Überraschung; man fühlte den Zauber einer ahnungsreichen und feinfühligen Kindesseele. Es war mehr schmerzliche Erkenntnis der Welt und ihrer Leiden, als sorglose Träumerei, was aus diesen Augen sprach, und doch war diese keineswegs verweht; mit letzten, anmutigen Blüten schmückte sie oft in Augenblicken des Glückes die Gestalt des heranreifenden Kindes. Sie gesellte sich gern im Spiel zu ihren Geschwistern, selbst spielend und mit ganzer Hingabe an die lächelnde Freude des Augenblicks; aber willig und mit rührender Entsagung fügte sie sich in die Wünsche und Launen der Kleineren, sich alsdann plötzlich wie deren zweite Mutter fühlend. Namentlich für das einzige Brüderchen empfand sie eine leidenschaftliche Zärtlichkeit; als sein hübsches Gesicht durch die Blattern arg entstellt wurde, litt sie unter unsäglicher Trauer, und der Anblick des Kleinen entlockte ihr jedesmal bittere Tränen. Zwischen ihr und der Mutter hatte sich seit langem jenes innige, weitgehende Verständnis herausgebildet, das in der Regel die Mutter mit ihren helfenden, der Vernunft zureifenden Kindern verbindet, wenn der Gatte und Vater sein Herz von den Seinen abwendet. Diese umfassende Vertraulichkeit, die dem natürlichen Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zuwiderlief, indem sie die Würde der Mutter herabsetzte und das Kind über seine eigentliche Sphäre erhob, enthielt dennoch für beide eine große Linderung des gemeinsamen Unglücks. Sie weinten sich gegeneinander aus, und wenn der scheinheilig-brutale Gewalthaber des Hauses sie durch

längere Abwesenheit erfreute, atmeten sie erleichtert auf und fühlten sich auf ihre Weise glücklich. Alsdann erzählte die Mutter ihrer Klara zum Lohn für ihre unermüdliche Hilfe die Kindheitserlebnisse der Großmutter aus der Franzosenzeit, oder sie lehrte sie eigentümlich sentimentale, selten gehörte Volkslieder, die sie ebenfalls von ihrer eigenen Mutter überkommen hatte. Besonders diese Lieder eignete sich Klara mit großer Begierde an, und sie sang sie mit ihrer schönen, einschmeichelnden Stimme, die nichts mehr von dem spitzen Klange der Kinderstimme hatte, sondern bereits die wohltuende Rundung und Fülle des Tones zeigte, die schon frühzeitig in reiferen Mädchen das werdende Weib verraten. Das erwachende Bewußtsein ihres Geschlechts und eine damit verbundene schamhafte, fast schon jungfräuliche Würde empörten sich in ihr gegen jede körperliche Strafe, die ihr der Vater nicht selten ohne gerechte Ursache angedeihen ließ, und doch ertrug sie auch dies aus grenzenloser Liebe zu ihrer Mutter, weil sie hoffte, diese durch Ablenkung des väterlichen Zornes vor Unheil bewahren zu können. Für die Zornausbrüche des Vaters hatte sie eine Art sicheren Vorgefühls, und mit großer Klugheit wußte sie oft dem Schlimmsten vorzubeugen. Wenn aber dennoch ein Zwist unter den Eltern entstand, dann zog sie sich mit zitterndem Entsetzen in sich selbst zurück; denn ein Streit zwischen Vater und Mutter war ihr etwas Unheimlich-Schreckenvolles, ein Untergang alles Glückes, ein alles bedeckender Schatten, der träge über ihrem Haupte dahinzog. Und mit innigstem Frohlocken begrüßte sie die erlösende Stunde, wenn sich die Wolken zerteilten und der erste schwache Schimmer eines friedlicheren und erträglicheren Daseins zurückkehrte. —

Als Herr Simmel eines Mittags vom Bureau nach Hause kam, teilte ihm seine Frau mit, daß Klara über ihren Hals klage. Er rief das Mädchen zu sich und guckte

ihr in den geöffneten Mund. „Einbildung!" lautete die mit der Miene eines gewiegten Sachkenners abgegebene Diagnose. „Dem Hals fehlt nichts. Wickle dir meinetwegen ein Tuch darum."

„Du könntest mich endlich einmal verschonen mit deiner ewigen Erbsensuppe," wandte er sich dann zu seiner Frau. „Ich bin doch kein Stallknecht!"

„Aber Joseph, was soll ich? Das Essen ist billig, und mein Geld ist bald wieder zu Ende."

„Was? Mit den fünf Talern vom Sonntag bist du schon wieder fertig? Das ist ja heiter! Sieh zu, wo du was kriegst; ich hab' nichts mehr."

„Ich dachte, wir könnten vielleicht von den zehn Mark noch etwas nehmen, die du für einen neuen Geigenbogen zurückgelegt hast," wagte die Frau einzuwenden.

„Das sieht dir ähnlich! Natürlich, ich kann ja immer warten! Nichts da; den Bogen muß ich haben; es ist eine Schande, wie ich mich bisher mit dem alten habe quälen müssen, der so schwer ist wie ein Totschläger und krumm wie ein Faßreifen dazu. Daran liegt's auch, daß man nicht aus der Stelle kommt. Das Instrument taugt ja auch nichts; die reine Zigarrenkiste! Gerade jetzt hab' ich Gelegenheit, eine ausgezeichnete Geige für zweihundert Mark zu kaufen. Ich muß alles aufbieten, daß mir der Fang nicht entgeht. Hoffentlich werd' ich wohl einmal in die Lage kommen, eure Wünsche vollauf befriedigen und mir eure Mahnungen vom Halse schaffen zu können — wenn ihr mich überhaupt zu was kommen laßt."

Als Herr Simmel am Abend wieder nach Hause kam, stand es schlimmer um Klara. Sie glühte am ganzen Körper in trockener Hitze und klagte über Kopfschmerzen. „Sie wird sich etwas erkältet haben," meinte Simmel gegen seine Frau. „Schick sie zu Bett und gib ihr ein bißchen heiße Milch zu trinken; sie muß schwitzen."

Die Mutter tat, wie ihr geheißen war. Als sie aus dem Schlafzimmer zurückkam und die Tür leise hinter sich geschlossen hatte, sprach sie schüchtern: „Meinst du nicht, Joseph, daß wir lieber zum Arzt schicken sollten?"

„Wie?" fragte Simmel mit brutal überraschtem Tone. „Zum Arzt? Du bist wohl verrückt! Glaubst du, daß ich mein Geld auf der Straße finde? Allerdings, wir sind gerade die Leute, die um jede Kleinigkeit den Arzt herausklingeln und ihm die Taschen füllen können! Mach dich nicht lächerlich!" Auf sein ältestes Kind gab er am wenigsten; er hatte bald genug dessen Verhältnis zu seiner Frau durchschaut und ärgerte sich darüber. Nachdem er seiner Frau so würdevoll Bescheid erteilt hatte, holte er sich das Buch vom gesunden und kranken Menschen vom Bord, um sich doch noch einmal über Klaras Unwohlsein zu informieren.

Am nächsten Morgen fieberte Klara heftig; sie lag wie gefesselt in ihrem Bett und griff nur zuweilen mit einer verzweifelten Gebärde nach dem Hals, um das Tuch zu lockern, als wäre es dies, das sie beengte. Indessen trug sie ihren Zustand mit der Geduld eines Engels, als etwas Geringfügiges, um das sie keinesfalls die Mutter beunruhigen und den Vater erzürnen dürfe. Frau Simmel wagte es, ihrem Manne gegenüber etwas dringender nach dem Arzt zu verlangen. Da riß ihm endlich ganz der Geduldsfaden.

„Sage mal, bist du denn eigentlich ganz von Sinnen? Du hast sie gestern abend in deiner Unvernunft natürlich nicht ordentlich zugedeckt, oder sie hat in der Nacht die Decke fortgeschoben; dann können allerdings die besten Mittel nicht helfen. Ich sehe schon; ich muß, wie gewöhnlich, alles selbst tun."

Und jetzt nahm er eine riesige Wolldecke, wickelte das zitternde Mädchen bis an den Hals hinein und legte es so ins Bett.

„So bleibst du mir liegen und rührst dich nicht, wenn du wieder besser werden willst," sprach er zu dem Mädchen. „Und daß du dich nicht unterstehst, sie da herauszunehmen," herrschte er seine Frau an. „Wenn ihr den Doktor holt, soll euch der Teufel holen," tobte er jetzt gegen seine ganze Familie, wie gegen die ganze Summe seines Unglücks. „Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich mir durch eure Kindereien den letzten Pfennig aus der Tasche holen und mein Fortkommen ganz verderben lassen soll!" Wütend griff er nach dem Hut und verließ das Haus, die Tür mit einem Fluch hinter sich zuschlagend.

Schreckliche Stunden kamen. Kalter Schweiß überrann die Stirn des Mädchens; die Augen hatten einen flackernden Glanz. Sie hatte eine Hand aus der Decke befreit, und in immer kürzeren Zwischenräumen geschah jene verzweifelte Bewegung nach der Kehle: sie wand und drehte den Hals, als gelte es, ihn aus einer furchtbaren Schlinge zu befreien. Luft! Luft! Entsetzlich, wenn sie nicht kommen will! — — Die Mutter rannte in wilder Angst nach dem Arzt, alle Drohungen ihres Mannes vergessend. Der Arzt kam und untersuchte das Mädchen. Die Untersuchung war kurz; er ging mit der Mutter in das anstoßende Zimmer und sprach: „Das Kind muß sogleich ins Krankenhaus, aber sogleich!"

„Ja, Herr Doktor, dann will ich schnell nach meinem Manne schicken und ihn fragen — — —"

„Nach Ihrem Manne zu schicken, ist gar keine Zeit. Wollen Sie, daß Ihnen das Kind erstickt? Binnen zwei Stunden kann das geschehen."

„Um Gottes willen, Herr Doktor!"

„Nun denn, so verlieren Sie keinen Augenblick. Nehmen Sie meinen Wagen; er steht unten." — — —

„Du sollst ins Krankenhaus, meine Klara," sagte die Mutter mit erzwungenem Lächeln zu der Kranken. „Da

werden sie dich schnell besser machen!" Und die Tränen strömten ihr über das Gesicht.

„Das ist gut," antwortete Klara mit tonloser Stimme. Sie wollte sich selbst anziehen; aber erschöpft sank sie in die Arme ihrer Mutter. Diese kleidete sie schnell an. „Aber du besuchst mich doch auch, Mama?"

„Ja, am Sonntag kommen wir zu dir."

„Ach ja, Sonntag, kommt gleich diesen Sonntag; daß ich von dir fort muß, darüber bin ich traurig." —

Der Wagen rollte fort. Als Simmel bei seiner Heimkehr von dem Geschehenen vernahm, stutzte er doch ein wenig. Er aß schweigend zu Mittag, ließ es sich jedoch ganz wohl schmecken. Als er satt war, seufzte er über die Kosten, die ihm das wieder verursachen werde. Er dachte an die zu kaufende Geige, und mit stummer Wut begab er sich wieder auf das Bureau.

Klara hatte den Krupp. Sie wurde am Freitag morgen operiert und fühlte sich am Tage darauf außerordentlich leicht und wohl. Die Eltern wurden, obwohl der Sonnabend kein „Besuchstag" war, wegen des ernsten Falles auf einen Augenblick zu ihr gelassen. Am Sonntag nachmittag traf Simmel im Vordergarten des Krankenhauses die Oberwärterin, eine gutherzige Frau, die es für ein Trinkgeld gern auf ihre Verantwortung nahm, die günstigsten Aussichten zu eröffnen, gleichzeitig aber vorsichtig genug war, die Vorschriften des Arztes dem Publikum gegenüber zu respektieren. Herr Simmel dürfe heute nicht hinein, weil Klara „etwas fiebere"; sonst gehe aber alles ausgezeichnet gut. Herr Simmel kam mit dem leichtesten Herzen von der Welt nach Hause.

Heute werde wohl nichts aus dem Spielen, meinten die Freunde, die diesen Sonntagnachmittag um fünf Uhr zum Quartett kamen. Sie hatten von dem Unglück gehört und sprachen ihr Mitgefühl aus. „O, warum nicht

spielen?!“ stieß Simmel überrascht hervor. Und nun schilderte er genau den Zustand Klaras. Die Gefahr war so gut wie überstanden. Er kannte eine lange Reihe von glücklichen Kruppoperationen. Von Zeit zu Zeit ließ er mit würdevollem Behagen einen medizinischen terminus einfließen. Wahrscheinlich wäre hier übrigens ein operativer Eingriff noch gar nicht nötig gewesen. Man kennt ja die Herren Ärzte: immer schneiden und fitscheln!

„Unser Studium ist ja eine ernste Sache, meine Herren. Man darf wahrhaftig keine Zeit verlieren, wenn man Schubert verstehen und spielen will; das hab' ich gemerkt. Außerdem“ — hier nahm Simmel eine bekümmerte Miene an — „ich muß eine Zerstreuung, eine Ablenkung haben; die Sorgen belegen mich sonst völlig mit Beschlag. Können wir anfangen?“

Die Fenster standen offen, und wer vorüberging, konnte den zweiten Satz des Schubertschen D-moll-Quartetts „Der Tod und das Mädchen“ deutlich herabklingen hören. Es wurde mittelmäßig gespielt, und doch — mit welchen Schauern rütteln diese Töne das Herz! —

Wie freundlich singt der Allerbarmer Tod! Ein milder Vater, der die Seinen ruft zur süßen Abendruhe. Seine Stimme ergeht wie ein heiliges Wehen; sie klingt wie Rauschen des Waldes, der herbstesmüde seine Kronen senkt, wie Rauschen des Meeres, das ewig brandend an den Felsen schlägt. Sein Odem ist Gesang der Sphären; denn überallhin schreitet in wallendem Mantel der Tod, und auch die fernsten Welten singen das Lied vom Sterben und schließen die strahlenden Augen vor dem Hauche seines Mundes ...

Und mit ernster Mahnung tritt er an das Bett des Mädchens; denn jung zu sterben ist schwer.

Allein er ist nicht wild; sein Schritt tönt nicht Entsetzen; der Friede leuchtet aus den dunklen Augen, und heitere Ruhe glänzt von seiner Stirn. Er lockt mit lieb-

lichen Bildern wie der Erlkönig auf nebelschimmernder Heide. Den Schoß der Erde durchklingen wunderbare Märchenträume, und überschwengliches, tiefgenießendes Behagen strömt durch die stillen Leiber unter dem Rasen. —

Und still erbebend horcht die Mädchenseele. Ist das der Tod? Und klingt es nicht jetzt mit lieblichen Gesängen aus der Ferne? Das ist das Lied der verklingenden Jugend. Die Seele hüpft mit zephyrleichten Füßen über die Blumenwiese der Erinnerung. Da rauscht ein Bach, und trillernd steigt die Lerche hinauf zum reinen Blau; die Sonne glänzt, und Frühling blüht in Bäumen und Büschen. Ach leben, leben! Glückselig, wer es kann! Und zagend rettet sich die Seele aus den Umarmungen des Todes an die mütterliche Brust des Lebens.

Dringender mahnt der Tod — flehender langt die Menschenseele nach dem Lichte. Lebensfreude und Todesahnung huschen im Wechsel vorüber wie Wolkenschatten und Sonnenlicht über die Halde, wie Wolkenschatten und Mondesglanz über die stille Meeresfläche.

Wie die Sterbende ächzend ringt mit den wachsenden Schatten! Wie die zarte Brust erbebt in jähen, angstvollen Seufzern!

Und wunderweiche Lieder singt der Tod an dem stillen Bette, nur der Sterbenden hörbar und keinem sonst, Lieder von fern verwehender Erdensorge, von fern verhallender Erdenklage. So tröstlich singt sie keiner Mutter Mund an der Wiege des weinenden Kindes. „Warum, du liebes Menschenkind, bohrst du des Abschieds Stachel immer tiefer dir ins Herz? Und was zerreißest du deine Seele mit Wünschen nach der Welt, aus deren Bann ich milde dich erlösen will? Je länger du dich sträubst, je härter muß dich meine Hand erfassen; denn kein Entrinnen gibt's vor meinem Blicke. So komm, ich will dich betten still und tief, daß Liebe dich nicht schöner betten könnte."

Und wieder entschlüpft die Seele dem drohenden Umarmer, um sich mit flüchtigen Füßen im Zaubergarten der Vergangenheit zu ergehen. Immer heller leuchten die fernen Bilder; die Blumen flammen auf in seltener Glut; die Vögel singen süße Märchen ...

Da faßt der Tod mit schrecklicher Gewalt sein zagendes Opfer, und zürnend reißt er wild an seinem Herzen! Die Seele lodert auf in verzweifelter Kraft; ein wildes Zerren auf und ab, ein Ringen hin und her — die Augen rollen, der Atem glüht, die Wangen brennen, die Pulse fliegen — ein Schrei — und das von wirrem Haar umflatterte Haupt fällt auf die zerwühlten Kissen.

Ein kurzer, träumereicher Schlummer sinkt auf die geschlossenen Lider. Führt er zum Leben oder zum Tode? Er ist reich an Gestalten wie das bunteste Leben! Wie dem Ertrinkenden, der in die Tiefe versinkt, die drängenden Wassermassen nie gekannte Töne im Ohre wecken und plötzlich seinen Geist in ungeahnte Fernen der Erinnerung entrücken, so steigen vor den Augen des Mädchens in schnellem Wechsel greifbar deutliche Gestalten und Geschehnisse aus dem Vaterhause auf. Die vertrauten Geister der Familie kommen zum Besuch. ... Wie sie mit der Mutter in den kleinen Garten hinter dem Hause ging, um Blumen für den Sonntag zu pflücken ... wie der Kessel am Herd brodelte ... und das Brüderchen Soldat spielte ... wie sie die große Uhr an der Wand so laut und freundlich ticken hörte, als sie noch ein Kindchen von zwei Jahren war und auf dem Fußboden saß. ... Dann verschwimmen die Gegenstände ineinander, und nur ein breiter Strom von Licht fließt vor den geschlossenen Augen vorüber. ... Und ist nicht auch die Zukunft schön? Hat die Sterbende nicht reden hören von einem hohen Glück, das dem Weibe winkt, wenn es herangereift? Gibt es nicht eine Wonne, von der die Mädchen träumen, wenn

auch ihr Empfinden noch tief in jungfräulicher Knospe ruht und nur flüchtige Ahnung des Künftigen sie durchzittert? Was ist goldener als die Morgensonne der Jugend, wenn sie vom Kindheitsschlaf zur Mannbarkeit erwacht?... Das Mädchen richtet sich hoch auf im Bette; mit weitgeöffneten Augen blickt sie durchs Fenster in die Sonne ... Der Tod legt ihr die Hand aufs Herz, und sie sinkt entseelt zurück. — — — —

In furchtbarer Größe ertönt das Triumphlied des Todes — seinem Klange erbeben die Kreaturen; die Erde erzittert unter dem dröhnenden Tritt des Erzgepanzerten. Sein Auge entsendet Nacht, und wen seine Hand erfaßt, gleitet ihm zu Füßen wie ein welkes Blatt.

In milderen Weisen endigt sein Gesang. Wie ein heiliges Wehen ergeht sein Ruf über die Lande; wie Wald- und Meeresrauschen braust er daher: der Odem des Allerbarmers Tod. — — — — — — — — — — —

Leider wurden die Spielenden an demselben Abend durch einen Boten vom Krankenhause gestört.

„Wenn Herr und Frau Simmel ihre Klara noch einmal sehen wollten ..."

Am folgenden Tage versandte Simmel an seine Nachbarn und Freunde die Anzeige, daß es dem lieben Gott nach seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen habe, ihre, der schmerzgebeugten Eltern allerliebste Tochter Klara zu sich zu nehmen. —

Wer eine Woche später an dem vierstöckigen Hause vorbeiging, konnte hören, wie man sich am Scherzo aus Mendelssohns berühmtem Violinkonzert versuchte.

Unschuld und selbstlose Liebe gehen zu Grunde, und die Selbstsucht tänzelt mit unbefangenen Mienen über ihre Gräber dahin.

Asmodi
oder
Der hinkende Teufel im Theater.

Über der berühmten Stadt Hamburg lag die dichte Finsternis eines regnerischen Oktoberabends, als ich in schwebender, bebender Herzenslust und Herzensangst, sonst aber warm und wohl geborgen, in einer kleinen Loge des Stadttheaters saß. Ich mußte den „Faust" sehen, tat es aber nicht gern. Denn der hat auf der Bühne, vom Gretchendrama abgesehen, nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Mich interessierte auch unendlich viel mehr ein Fläschchen mit Syringenparfüm, das ich verstohlen in der Hand hielt. Einen Gegenstand, der der Geliebten gehört, in der Hand halten ist immer eine Lust, was auch die Ehemänner dagegen sagen mögen. In jener Abendgesellschaft, wo sie mir aufgegangen war wie Morgenlicht über einer stimmungslosen Sandwüste, hatte ich ihr das Flacon gestohlen. Ich hatte während unsrer Unterhaltung damit gespielt und es nachher behalten, und sie schien es nicht zu vermissen.

Syringen! Das paßte so gut zu ihr. Sie schien einen auch aus hundert treuen blauen Augen anzublicken. Sie hatte sicherlich nur zwei Augen; aber hatte man einmal hineingeblickt, so sah man überall diese Syringenaugen, wenn man auch auf einen alten Ofenschirm oder auf die schwarze Weste eines Ökonomierats starrte. Syringen sind

so einfach und so reich in ihrer Einfachheit und so weich und duftig, daß man lange, lange seine Wange hineinschmiegt. Vielleicht war ich auch darum gleich so heilig verliebt, weil Syringen mir von Kindheit an verknüpft sind mit Pfingstfreude, mit dem ersten großen Leuchten und vollen Klingen der neuen Frühlingsluft.

Hoheit umhüllte sie ganz. Weiß einer, was Hoheit ist? Nicht die Hoheit mein' ich, die angenommen und abgelegt werden kann, die man behaupten muß, sondern Hoheit, die von allem Anfang her da ist und immer da ist und da sein wird, auch in Niedrigkeit und kümmerlichen Leiden, und die auch den Ärmsten anzieht. Nicht Hoheit, die streng oder hart oder gar kalt sein kann, sondern Hoheit, die über Gerechte und Ungerechte leuchtet und auch bei hingebendster Milde noch Hoheit bleibt, vor der der Rohe verlegen wird und dem Cyniker seine eigenen Witze schal erscheinen . . .

Auf der Bühne setzte sich Mephisto in einem scheußlichen, Franz Moorigen Vorstadt-Nasen-Intrigantentone mit „dem Herrn" auseinander. Ich floh zu meinem Fläschchen, drückte die Augen zu, sog begierig den Duft ein und — hörte mit einem Male einen tiefen Seufzer, der nur aus dem Fläschchen kommen konnte.

„Holla!" rief ich. „Wer ist da?"

„Ach," klang ein leises Stöhnen aus dem Fläschchen, „die alte Geschichte! Ich! Asmodi!"

„Ei sieh da!" rief ich. „Und nun möchten Sie wohl gern wieder heraus?"

„Ach ja! Bei der früheren Besitzerin dieses Fläschchens war es ja recht angenehm; aber bei Ihnen — das hat wirklich keinen Reiz!"

„Danke. Kann ich mir denken. Aber warum entweichen Sie nicht durch eines der kleinen Riechlöcher im Stöpsel?"

„Ich kann nicht an der Schleife vorbei!"

„Nicht an der Schleife vorbei?"

„Nein, betrachten Sie sie recht, sie ist zu einem Brrrrrrrr ... Ich kann das Wort nicht aussprechen ... Sie wissen schon ..."

„Ach sieh da! Richtig, sie ist zu einem Kreuz gebunden. Und nun soll ich wohl die Schleife lösen?"

„Ich tät' recht schön bitten."

„Ja, was wollen Sie denn anlegen für Ihre Befreiung?"

„Ich werde Sie einen Blick tun lassen in alle Gehirne der hier Versammelten, und Sie sollen sehen, was darin vorgeht."

„Famos! Das interessiert mich. Aber ich werde mich auf Stichproben beschränken; denn das Menschengeschlecht ist reich an langweiligen Wiederholungen."

„Wie Sie wollen."

„Aber," fuhr ich fort, „wenn ich mich recht erinnere, verstehen Sie noch andre Künste."

„Gewiß!" flüsterte die feine Stimme. „Ich verheirate Grauköpfe mit minderjährigen Mädchen, Herren mit ihren Mägden, arme Mädchen mit schmachtenden Liebhabern, die keinen Heller im Vermögen haben ..."

„Halt, stop!" rief ich. „Das letztere ist mein Fall. Ich bin gegenwärtig wohl der zur Liebesheirat begabteste Zeitgenosse. Wollen Sie mir behilflich sein?"

„Aber gewiß! Das ist ja mein Geschäft."

„Nun denn, Asmodi-Cupido, so gebe ich Ihnen hiermit die Freiheit zurück." Ich riß die Schleife auf — ein feiner knirschender Laut — und zwischen meinen Knieen stand le diable boiteux, gänzlich unverändert und noch genau so, wie er dem edlen Don Kleophas Leandro Perez Zambullo erschienen war.

„Erlauben Sie, daß ich Sie zuvörderst unsichtbar und unhörbar mache," sprach Asmodi, tippte mir leise mit dem

Finger auf die Nase und erklärte, ich sei nun für jeden Sterblichen Luft; ein neues Genie könne nicht sicherer darauf rechnen, von den Menschen unbemerkt zu bleiben, als ich. Dann zog er mich mit sich fort.

„Sie werden also," begann ich von neuem, „diesen Menschen die Schädeldecken abnehmen, wie Sie einst die Dächer von Madrid abgehoben haben?"

Asmodi schlug eine laute Lache auf. „Sie glauben wohl," rief er, „wir Teufel blieben im siebzehnten Jahrhundert stecken, während ihr gewaltigen Menschlein bald ins zwanzigste hineinschlaft! Komm' ich Ihnen so rückständig vor? Seh' ich aus wie ein Eisenbahnminister unter dem Zeichen des Verkehrs? Die Schädeldecken abheben! Entsetzlich! Wozu lebte denn unser Röntgen."

„,Unser' Röntgen!" wiederholte ich. „Sie tun gerade, als ob dieser vortreffliche Mann des Teufels wäre."

„Alle Erfinder, Entdecker, Forscher und großen Neuerer sind des Teufels, und ihre Werke sind Werke des Teufels: darin spricht die Konkurrenz einmal wahr," versicherte Asmodi. „Überhaupt sind wir Teufel die Wohltäter der Menschheit und die tätigen Diener des Herrn, wie Ihnen unser Goethe noch eben von der Bühne herab verkündet hat, während jene augenverdrehenden Herren — na — ich schimpfe nicht gern auf die Konkurrenz — ich halte das nicht für anständig, obwohl jene Herren sich in diesem Punkte keine Beschränkung auferlegen."

„Ja, ja," rief ich, „Sie reden wie Ihr Kamerad auf der Bühne und geben sich für eine Kraft aus, die stets das Böse will, doch nur das Gute schafft. Aber ich habe das immer für einen Schwindel gehalten, gemacht, um den armen Faust zu betören."

„Auf Wort" — Asmodi blieb stehen, legte mir seine Rechte fest auf den Arm und sah mich mit einem ehrlich resignierten Gesichte an — „auf Wort, mein Verehrtester,

es ist so.“ Und dann weitergehend: „Sehen Sie, werter Freund, das mußte ja schließlich auch dem dümmsten Teufel klar werden, daß gegen das Licht, gegen das Gute, gegen den ‚Herrn‘ da hinter dem Wolkenprospekt der ganze Höllenschlund nicht anjappen kann. Was wirklich gut ist, kann man nicht mal durch Reklame totmachen. Also taten wir Teufel, was man in solchen Fällen oft tut: wir gaben die fruchtlose Opposition auf und traten in die Dienste der Regierung als agents provocateurs, natürlich im anständigen, nicht im menschlichen Sinne des Wortes. Wir bringen den faulen Menschenbrei in Bewegung, stänkern überall nach Kräften herum, haben unsern Spaß dabei und verschaffen dem ‚Herrn‘ das Vergnügen einer Schachpartie. Dem einzelnen Menschen können wir dabei unangenehm genug werden; aber dem verdammten Zeug der Tier- und Menschenbrut, dem ist nun gar nichts anzuhaben. Sie sehen, ich verfalle von selbst in die Goetheschen Worte; man kann's gar nicht besser ausdrücken. Es ist alles so, wie Sie's noch eben von der Bühne her gehört haben. Wir arbeiten im besten Einvernehmen mit dem ‚Herrn‘ und erfreuen uns seines entschiedenen Wohlwollens, während er die Herren von der Konkurrenz, die sich auch für seine Agenten ausgeben, geflissentlich ‚schneidet‘, wie Sie wohl gleichfalls bemerkt haben. Beiläufig bemerkt, ein verdammt schlauer Kerl, der Goethe; er ragte in unsre Welt hinauf und hat Gewalt über uns wie Byrons Manfred, bloß mit dem Unterschied: der Manfred hat's im Maul und der Goethe im Hirn.“

„Aber wirkt nicht auch die Konkurrenz im Interesse des Lichts?“ warf ich ein.

„Im Interesse des dickeren Wachslichts? Freilich. Aber das Licht des Verstandes erklären sie für den Feind der Menschheit. Und wir dürfen nicht aus unserer Welt hinaustreten und die Karten aufdecken, verstehen Sie?“

„Aber wenn ich nun Ihre Enthüllungen den Menschen mitteile!"

„Dann glaubt Ihnen keiner. Das ist ja eben der Spaß, verstehen Sie? Die Menschheit muß sich ganz allmählich selbst herauswuseln. Die Menschen wollen nur durch Schaden klug werden. Deshalb zum Beispiel verheirate ich sie miteinander."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie auch mich aus diesem Grunde verheiraten —"

„In Ihrem Falle liegt die Sache natürlich anders," versetzte er eilfertig und wandte das Gesicht ab; aber ich müßte mich sehr getäuscht haben, wenn nicht im äußersten rechten Mundwinkel ein Stück eines Lächelns bemerkbar gewesen wäre.

„Aber," rief Asmodi, „versäumen wir nicht das Spiel: der Vorhang hebt sich wieder."

Wir traten hinter einen Mann mit ziemlich vierkantigem Schädel und zugeknöpftem Jägerschen Normalbusen. Asmodi brachte unbemerkt seinen Apparat „Nonplusultra" an und sprach in dozierendem Tone: „Sie blicken hier in das Gehirn eines Freidenkers von der wüsten Sorte, eines Mannes, der alles mit dem Verstande machen will, und zwar mit seinem. Sie bemerken, wie er soeben die Zeile ‚und leider auch Theologie' versteht. Er glaubt, Goethe schimpfe auf die Theologie überhaupt. Sie werden bemerken, daß er Goethe als Gesinnungsgenossen begrüßt und ihm Anerkennung zollt."

„Hier das etwas verlederte Gehirn eines Schulpedanten. Sie sehen, er begreift nicht, daß Faust nach so viel Studien nur so klug ist wie zuvor. ‚Das Studium wird eben nach Art dieser ‚genialen' Leute nicht solide und methodisch betrieben worden sein; andre Leute wissen doch was!' Sehen Sie gut? Sie müssen jeden Gedanken lesen können!"

„Brillant!“ rief ich. „Die Selbstgefühlszellen zappeln vor Vergnügen!“

„Richtig. Feiner Apparat, he?“

„Großartig!“

„Hier das Gehirn eines Geistlichen.“ ‚Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel‘, klang es von der Bühne. — „Sie werden die Entrüstung bemerken —“

„Ja.“

‚Dafür ist mir auch alle Freud’ entrissen.‘ Die Entrüstungszellen beruhigen sich und die Zellen der Genugtuung leuchten in einem satten Glanze. ‚Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.‘ „Ja, ja, das kann freilich niemand, der freventlich den Mutterschoß der Kirche verlassen hat!“ ‚Es möchte kein Hund so länger leben!‘ „Nun ja, das ist immer das Ende dieser Verlorenen! Jammer und Verzweiflung!“ — „Sehen Sie, wie die Behaglichkeitszellen glänzen?“

„Wie lauter Öl!“ rief ich.

„Richtig. Gehen wir weiter! — Hier ein gebildeter und zufriedener Bankdirektor.“ ‚Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält —‘ „Ja, so viel muß der Mensch eben nicht verlangen! Überspanntes Streben! Ist nun doch mal nichts für Menschen!“ — „Haben Sie’s gelesen?“

„Ja, aber jetzt wird alles trübe und dickflüssig — milchig —“

„Ja, das liegt nicht am Apparat, das ist allgemeine Zufriedenheit —“

„Halt, jetzt sehe ich wieder was —“

„Aha!“

„Achtzehntausendsiebenhundertneunundfünfzig Mark und fünfundsiebzig Pfennig ... Bremer Staatsanleihe von 1859, hundertsechs bezahlt ...“

„Na ja. Ein andres Bild! Das Gehirn einer Schwär-

merin für Blüten und Perlen der deutschen Poesie. ‚O sähst du, voller Mondenschein, zum letztenmal auf meine Pein —‘"

„Hurrrrjeh!!" rief ich unwillkürlich. „Alle Gefühlszellen wuseln durcheinander — ich sehe nichts als Nebel — nichts deutlich —"

„Richtig," bemerkte Asmodi mit sachkundiger Trockenheit. „Sie liebt Goethe im allgemeinen nicht, ‚er ist so kalt‘; aber diese Stelle findet sie himmlisch. Sie werden keine eigentliche Vorstellung bemerken —"

„Keine."

„Nein. Sie ist auch so entzückt. Go on! Ein Student. ‚Von allem Wissensqualm entladen, in deinem Tau gesund mich baden.‘ Sie werden über dieses ganze Hirn eine ungeheure Heiterkeit verbreitet finden. Wie Sie sehen, freut er sich, daß er die Wertlosigkeit der verfluchten Büffelei von Anfang an durchschaut hat; Sie würden dieses Hirn jedesmal besonders aufleuchten sehen, wenn Faust auf die Wissenschaft schilt. Sehen Sie gut?"

„Es geht."

„Ja, das ganze Bild ist etwas getrübt durch Bier. Wie Sie bemerken werden, hält er das für Wissensqualm."

„Ja!" rief ich lachend.

„Ein gar nicht seltener Fall von Selbsttäuschung. Sie werden aber ganz deutlich die Spuren vom Kindl, Zacherl, Hofbräu und so weiter unterscheiden können —"

„Vollkommen," rief ich.

„Hier ein Leutnant," erklärte Asmodi. Die Gehirnmoleküle schwangen ruckweise und sprunghaft. „Schlapper Herr, dieser jelehrte Mann. Ollen Faust endlich mal ruh'n lassen! Neulich Stück mit altem Dessauer drin. Sehr nett." ‚Und fragst du noch, warum dein Herz sich bang in deinem Busen klemmt?‘ Und sieh da — auch die Moleküle des Leutnants schwangen bang und beklommen; die

ganze Gehirntätigkeit erschien wirklich deprimiert, und ich las: ‚Mr. Blackburne erkrankt. Kann meine Schimmelstute ‚Blitz‘ beim Horner Rennen nicht reiten. — Ah! Schleimiges Pech!‘ Dann tauchte eine üppig ausgeschnittene Frauenschönheit auf, und als ich mich aufrichtete, um zu sehen, ob die Direktion hier etwa ein Ballett eingeschoben hätte, bemerkte ich, daß der Leutnant sein Opernglas auf eine nahegelegene Loge gerichtet hatte.

„Hier etwas ganz Apartes,“ fuhr Asmodi fort. „Sie sehen hier —“

„Bst!“ machte ich gebieterisch.

Ich sah Musik, Musik, wie ich sie nie gehört, wie sie nie geschrieben worden, vielleicht nie geschrieben werden konnte, wunderbare Musik, in der verschwiegenste Geheimnisse laut wurden, Musik, aus dem innersten Grunde der Welt geholt. Das Hirn dieses Mannes war ganz von himmelsklarem Lichte durchleuchtet, und die Teilchen dieses Hirnes schwangen in immer seligeren, immer berauschteren Kreisen, und immer mehr Zellen zerteilten sich und gebaren neue Zellen. Und ich sah, daß dieser Mann sich am Ufer des Meeres wähnte, und hinter ihm ragten ewige Felsen auf, und über ihm spannte sich allesumarmender Himmel. Und er hörte ein flüsterndes, murmelndes Raunen vom Meere kommen, fast schon ein Sprechen war es; immer war es ihm, als müßte er nun gleich Worte vernehmen, so drängend deutlich war es, und ward doch kein Sprechen. Und das Raunen zog durch seinen Leib mit bebenden, seligen Schauern und stieg durch den Felsen hinauf und lief wie fernster Donner durch den Himmel und kam wieder übers Meer gegangen und kehrte freundlich zurück in seinen Leib und zog durch sein Herz wie ein ewiger Lebensstrom. Und ein verzücktes Heimgefühl quoll in ihm, bis in die letzten Äderchen hinein. Er hatte sich heimgefunden; Meer und Erde und Himmel und er selbst redeten nun endlich

dieselbe Sprache. Und immer sah und hörte ich die Musik, diese Musik, die immer kühner emporstieg, sich immer wieder übergipfelnd und dann wieder langsam zurückkehrend in eine große, allmächtig befriedigende, heimatliche Ruhe. Und zu einem Orchesteraufschwung, der blitzschnell meinen ganzen Leib durchfuhr mit rieselnder Glut, jauchzte menschlicher Gesang auf:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

„Ein Dichter und Sänger des Makrokosmos," erklärte Asmodi. „Wie Sie sehen, ist er mitten im Produzieren. Goethe hat ihn gereizt."

„Herrlich!" rief ich. „Haben Sie mehr von der Sorte?"

„Nee!" lachte der Hinkende. „Die sind dies Jahr selten. Aber hier etwas Possierliches, wenn's Ihnen Spaß macht. Ein elfjähriger Junge. Ein helles, lebendiges Kerlchen, wie Sie sehen; ein Hirn, das den ‚Faust' mal sehr gut verarbeiten wird. Aber die Makrokosmosgeschichte und diverses andre ist ihm natürlich schleierhaft. Sehen Sie die Schleier?"

„Natürlich."

‚Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!'

„Merken Sie wohl? Er begreift nicht, was der Faust immer zu gucken hat, wo doch nichts zu sehen ist. Er möchte so gern mal die goldenen Eimer sehen, hihihihi! Wird ihm wohl nicht glücken."

„Na, vielleicht später mal!" meinte ich.

„Dieser Gelehrte wird Sie noch interessieren," sprach

Asmodi. Ich blickte hinein und war höchlichst überrascht. „Er denkt an das japanische Maskenschwein!“ rief ich.

„Ja,“ antwortete Asmodi, „infolge einer ganz natürlichen Ideenassoziation. Faust sprach erst soeben die Worte:

‚Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl’ ich meine Kräfte höher …‘

Sie werden die Spur der Ideenkette noch verfolgen können; die zuerst berührten Zellen müssen noch schwach phosphoreszieren. Die Worte Fausts brachten ihn darauf, daß der Menschengeist immer von kosmischen Versuchen zur Erde, zum Realen, zum Materiellen zurückkehren muß, um neue Kraft zu gewinnen. Ganz flüchtig fiel ihm dann Antäos und Herakles ein, sehen Sie hier! Dann dachte er an seine augenblickliche Forschung und daß er nach langer Mühe gefunden habe, wie die deutsche Schweinezucht durch das japanische Maskenschwein wirksam zu heben sei. Sie sehen, diese Vorstellung vom Schwein war von einem sicheren, fröhlichen Kraftgefühl begleitet. Dann dachte er an die Stelle im zweiten Teil — denn er ist zugleich ein guter ‚Faust‘-Kenner —:

‚Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm,‘

und jetzt ist er schon längst wieder bei dem monologisierenden Faust, von dessen Worten ihm nicht eines entgangen ist, wie Sie wohl an dieser zweiten Spurenreihe sehen. Der Ablauf der ganzen Kette dauerte genau eine Zeile lang.“

„Ja!“ rief ich aufs höchste interessiert. „Und das Wunderbarste ist: das ganze Gehirn ist in schönster Stimmung und ist gar nicht herausgekommen. Alle scheinbaren Gegensätze von einer großen Weltanschauung umfaßt! Ein starker und harmonischer Geist!“

„Hier ein kleiner Diplomat,“ fuhr Asmodi fort.

„Er betrachtet sich das Publikum mit großem Wohl-

wollen," bemerkte ich. „Das glückliche Völkchen, denkt er, braucht sich nicht um höhere Dinge zu sorgen wie unsereins. Er seufzt und befindet sich sehr wohl. Er ist sich bewußt, daß er für das Wohl all dieser Leute zu sorgen habe. Er findet, daß das Theater doch immer noch die beste Beschäftigung für die Masse ist und sie am wirksamsten von lächerlichen politischen Ambitionen fernhält. ‚Eine Fanny Elßler oder eine Maria Taglioni wäre ein wahrer Segen heutzutage!' seufzt er."

So durchwanderte ich unter Asmodis Führung noch einen großen Teil des Auditoriums, bald beobachtend, bald dem summarischen Vortrage des Hinkenden lauschend, wenn sich Wiederholungen mit geringfügigen Abweichungen boten, zum Beispiel noch ein Gymnasialprofessor, der Goethes Sprachfreiheiten regelmäßig mit halblauter Stimme korrigierte, ein Schnittwarenhändler, der überlegte, auf welche Weise er den großen Rest eines aus der Mode gekommenen Stoffes loswerden könne, ein Seemannsschüler, der seiner Begleiterin während der Erscheinung des Erdgeistes heimlich die Hand kniff, was man schon ohne Apparat sehr gut beobachten konnte, und so weiter und so weiter.

Da — Faustens zweiter Monolog näherte sich dem Ende — da, als wir in eine Loge des dritten Ranges traten, durchfuhr mich ein lieblicher Schreck, ach ein köstlicher Schreck! Da saß vorgebeugt, in gespannter Haltung, die Lippen ein wenig geöffnet, sie, meine Syringe!

„Asmodi!" rief ich mit unterdrückter Stimme, obwohl uns ja niemand hören konnte, „Asmodi, das ist sie ja!"

„Wahrhaftig," rief der Schalk mit spöttischem Erstaunen, „sie ist es! Nun, so beeilen Sie sich; es ist gerade eine günstige Gelegenheit."

Ich schaute hinein in dieses schöne, ovale Köpfchen und hatte bald alles um mich her vergessen. Sie horchte fromm auf die herrlichen Worte und bewegte sie ernst in ihrer

Seele. Da — ei sieh — als Faust die Phiole ergreift — denkt sie an ihr Riechfläschchen, an mich und daß ich es ihr entwendet habe! Schau einer dies Mädel an! Sie wußte es und sagte nichts! Ich zitterte vor Freuden so sehr, daß ich ihr Haar berührte; ich erschrak heftig; sie wandte sich flüchtig um, schien dann aber die Berührung für eine Täuschung zu halten. Ich schaute wieder hinein: alles da drinnen war in einer köstlichen, leise fiebernden Erregung; sie strengte sich an, nur auf die Worte des Schauspielers zu hören; aber jetzt — ha! — jetzt hörte sie meine Stimme dazwischen — Gott, wie das wohltut! Wie weich das unsere Eitelkeit streichelt! — Jetzt sah sie das edel durchgeistigte Gesicht des lebensmüden Gelehrten und jetzt sah sie meine verwegene Hurranase — ach ja, wenn ihr die nicht gefällt — aber sie geht mit Freundlichkeit darüber hinweg — sie findet sie sogar ganz nett! — ach, Gott sei Dank: sie ist blind vor Liebe —

Asmodi wippte ungeduldig mit den Füßen: die Sache dauerte ihm zu lange; aber was ging das mich an!

Ah — da fielen himmelher und rein die Ostergesänge herein mit ernstem, großem Orgelton! Wie herrlich und rein das da drinnen widerhallte; wie die ganze Seele zu klingen begann und auch nirgends ein verstocktes und verhocktes Eckchen war, das nicht andächtig miterbebte!

„Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst drängte sich der Himmelsliebe Kuß —“

Huiiii — was war das! Bei dem Worte „Kuß“ wirbelte alles da drinnen durcheinander wie Milliarden von Sternen in einem rosigen Dunkel! Überrascht blickte ich auf: sie schüttelte heftig ihr Köpfchen, wie erzürnt über sich selbst, war purpurrot und starrte krampfhaft auf die Bühne.

„Nun —?“ fragte Asmodi ungeduldig.

„Es wirbelt alles durcheinander,“ rief ich, „ich erkenne absolut nichts mehr.“

„Ja, das versteh' ich auch nicht,“ erklärte er. „Was in einem verliebten Kopfe beim Gedanken an den ersten Kuß vorgeht, das weiß kein Teufel.“

Mit diesen Worten nahm er den Apparat an sich und erklärte, keine Zeit mehr zu haben. Ich fragte ihn, ob ich auch zukünftig den Apparat einmal würde haben können. Er verneinte. Auf die Dauer sei er nicht zuträglich, namentlich nicht für Liebende. „Sie dürften jetzt auch genug wissen, um den Mut zu einer Erklärung zu finden,“ meinte er ironisch. Das mußte ich ja zugeben. Er ergriff meine Hand zum Abschied; ich wollte eben noch sagen: „Wenn Sie mal wieder im Buttel sitzen —,“ als ich von einem leichten Schwindel ergriffen wurde. Es dauerte höchstens eine Sekunde; aber als ich wieder klar zu sehen vermochte, saß ich in meiner Loge wie zu Anfang der Vorstellung. Ich suchte mit meinem Glas ihre Loge — richtig, da saß sie.

— — — — — — — — — — — — —

Gott, was hat der Goethe den Faust lang gemacht! Warum streicht denn dieser Regisseur oder Dramaturg nicht mehr!? — — —

Ich kann ihr doch auch nicht oben in der Loge mein Herz ausschütten; überhaupt — sie so brutal überfallen mit einer Liebeserklärung — sie könnte Mißachtung darin sehen und sich gekränkt fühlen. Sie weiß nicht, daß ich in ihr Köpfchen geschaut habe — und — — wenn überhaupt alles Blendwerk wäre? Zwar bin ich sicher mit Asmodi umhergegangen und habe gewiß in allerlei Köpfe geschaut; aber wer bürgt mir dafür, daß er mich nicht in puncto puncti beschwindelt hat? Ich will es ihr schonend beibringen ...

Im Vestibül trafen wir uns. Als sie mich sah, wurde sie blaß, und dann wurde sie rot, weil sie blaß geworden

war, womit man bekanntlich nichts bessert. Ich bot ihr meine Begleitung an; sie willigte ein, bemerkte aber, daß sie nur etwa fünfzig Schritt vom Theater entfernt wohne.

„Wie scheußlich!" rief ich. „Warum wohnen Sie nicht in Cuxhaven?"

Sie lachte; wir sprachen begeistert über die Ellmenreich als Gretchen; sie war besonders ergriffen von einem großen, genialen Moment in der Wahnsinnsszene, das auch mich trotz meiner Zerstreutheit mächtig gepackt hatte, und dann standen wir unter der Laterne vor ihrem Hause.

„Sie haben sich schwarz gemacht!" sagte sie lächelnd.

„Wo?"

„Auf der Nase."

Ich versuchte vergeblich, die Spur von Asmodis Finger zu verwischen.

„Warten Sie!" rief sie eifrig, zog ihr Taschentuch hervor und wischte an meiner Nase herum — Syringen!

„So!" rief sie, „jetzt ist's fort!" Das heißt: „fort" sagte sie nicht mehr; ich hatte erst das Tuch, dann die Hand, dann ihren Arm, dann sie selbst ergriffen und sie hierauf geküßt; aber alles viel schneller, als ein gewöhnlicher Mensch sich das vorstellen kann.

Sie sagte gar nichts; aber als wir nach vielen Küssen endlich Worte fanden, duzten wir uns.

Überwunden.

Aus den Aufzeichnungen eines Schulmeisters.

---

15. April 1874.

— — Arm sein, was heißt das? Für mich heißt es, ein Leben verloren haben.

Die Dorfschule entließ mich mit der tröstlichen Gewißheit, daß „auf" zuweilen den dritten, zuweilen den vierten Fall erfordere. Bis zu dem Grade war diese Gewißheit aber nicht gediehen, daß ich gewußt hätte, wann das eine oder das andre der Fall sei. So war ich vor die Wahl eines Berufes gestellt.

Die kleinen Kinder schreiben sich auf lange Papierstreifen wohl hundert Berufs- und Standesbezeichnungen und beten sie her: „Doktor, Apotheker, Schneider, Baron, Schuster, Magister, des Königs Sohn" und so weiter mit kindlicher Grazie und Unermüdlichkeit. Just so schwirrt es durch den Kopf eines Vierzehnjährigen, der einen Beruf wählen und über sein künftiges Leben entscheiden soll.

Eine Entscheidung, für die ihm fast immer die Reife fehlt und die deshalb gewöhnlich andre für ihn treffen. Eine so lange Reihe wie bei jenen Kindern — du lieber Himmel! — lief freilich vor meinem Geiste nicht ab, und ich stand eigentlich nur vor der Alternative: den Hobel treiben oder den Hammer schwingen, eine Scylla und Charybdis, in der eines, das fühlte ich, bestimmt zu Grunde gehen mußte: meine Seele.

Da brachte ein Tag (den ich segne und verfluche) das Evangelium: Er kann Schulmeister werden.

Sogleich begriff ich von diesem Wort nur eines: Lernen! — verstand ich unter diesem Wort nur eines: Lernen! Ich sollte lernen dürfen!

Von nun an lag ich in einem ewigen Durste. Lange Jahre hindurch bin ich auf den Anstalten, die ich besuchte, bin ich in meiner Dachstube der Lehrer meiner selbst gewesen, ohne jemals auch nur leis im Herzen zu empfinden, daß ich einst der Lehrer andrer sein solle. Wie viel hatte ich nachzuholen, und mit welcher seligen Freude tat ich's! Den Tag über bei der Arbeit und gegen Abend mit der Arbeit an die Fensterbank rücken und in die herabschwebenden Schatten des Abends hineinsinnen! Welch ein unendlicher Traum über den Büchern! Jede Sekunde fühlt man sich wachsen; man erhebt den Blick über die draußen prangende Welt und spricht in sich zu ihr: Von dir hab' ich ein neues Stück gewonnen. Man springt auf und schwingt wuchtig, kraftprobend die Arme. Was das Hirn erarbeitet hat, spannt sich als glücklicher Drang selbst in den Muskeln.

Zu dieser Zeit wurde ich der Schule untreu, eh' ich ihr Treue bewiesen hatte.

Mit ihren liebeweichen, allmächtigen Armen ergriff mich die Musik. Denn ich darf nicht sagen, daß ich diese Kunst liebe: sie reißt mich an sich, und ich verschwinde in ihr wie ein armseliges, wirbelndes Atom. Als ich gestern Haydns „Schöpfung" hörte mit ihrem „Es werde Licht", als an dieser Stelle die Fülle der Schöpfermacht aus ihrem Urquell blendend hervorbrach, da ergriff es mich plötzlich und seltsam, daß der Klang Schwingung sei wie das Licht. Vielleicht darum beim Anhören von Musik jenes uns tief durchrinnende Einsfühlen mit dem All? Ja, dieses klingende Licht verkündigte den ewigen Glanz, in dem wir einst dahinwandeln sollen!

Nirgends versteh' ich besser den Pantheismus als in der Musik. Denn in der Musik ist alles in Gott und Gott in allem. Nirgends empfind' ich auch ein höheres Glück als in ihr. Die Musik ist ein Traumparadies ganz nahe über unserm Haupt; aber ewig bleibt es über uns. Es ist nahe genug, daß sich alle irdische Bewegung in ihm spiegelt, aber so fern, daß wir in verzehrender Tantalusqual immer vergeblich mit irdischer Hand nach seinen Wonnen greifen, um sie in unser Dasein herüberzuholen. Unser Ohr folgt dem verklingenden Ton wie unser Auge dem verlöschenden Strahl am Abendhimmel. Beiden wandelt suchenden Schrittes die Sehnsucht nach.

Als mir auf dem Seminar zum ersten Male eine Geige in die Hände kam, war es, als ob all jene weltferne Seligkeit, die ich als Knabe vor jeder Drehorgel, die unser Dorf durchwanderte, taub lauschenden Ohres und blind starrenden Blickes in mich gesogen, als ob jenes fast versunkene Traumglück mir plötzlich in die Fingerspitzen glitte und sie fieberhaft erzittern machte. Ich machte mich ans Üben und legte — ach, wie oft! — die Geige wehmütig ergrimmt wieder fort, wenn nach stundenlanger Mühe immer noch kratzende, pfeifende, unreine Töne aus dem flachbrüstigen Kasten hervorquollen. Aber kaum fünf Minuten Ruhe ließ mir das Instrument — es kostete zehn Mark und drinnen auf dem Boden stand: Antonio Stradivarii Cremonensis — ich mußt' es wieder hernehmen, und wirklich hatte ich nach einiger Zeit so ziemlich eingeholt, was die meisten der andern Jünglinge mir vorausgehabt hatten. Nun aber begann auch schon der Genuß.

Wir geigten einfache, treuherzige Volkslieder. Sechzehn junge Leute spielten sechzehnmal dasselbe Lied, und es erscheint mir noch heute erklärlich, daß ich mich nie gelangweilt. Zuhörend schaute ich durchs Fenster in eine gegenüberliegende Schreinerwerkstatt. Vor meinen Augen wurde die ewige

Schreinerwerkstatt zur buntesten Wandeldekoration. Das klagende und frohlockende Leben, das sich einst in jene Lieder versenkt hatte, wuchs klagend und frohlockend wieder aus meinem Herzen empor und breitete sich vor Augen und Ohren vielbewegt und reichgestaltig aus.

Ich weiß der Lieder viele
Und singe, was mir liebt;
Das ist wohl gut zum Spiele,
Weil Wechsel Freude gibt;
Doch hätten Lieb und Friede
Genug an einem Liede
Und fragten nicht, ob's hundert gibt.

So singt Rückert in jenem Lied vom Hirtenknaben, der auf einem schmalen Blättlein ein Lied von wenigen Tönen in den fliehenden Sommertag hinausbläst, und nie ist die weltumfangende Fülle des Volksliedes überzeugender versinnlicht worden.

* * *

17. April.

Warum — das ist die Frage, die mir oft wie mit Krallen ins Herz greift — warum habe ich mir damals nicht klar und fest gesagt: Du mußt Musiker werden und kannst nie, niemals einen Schulmeister abgeben?

Warum? Weil ich jene holde Schwäche der Jugend besaß, die sich rächt wie eine verbrecherische Schuld: den Leichtsinn. Ach, oft genug flog mir der Gedanke über den Kopf — sagt nicht Luther, daß uns ein Gedanke wie ein Vogel über den Kopf fliegen könne? —: Wenn es mit dem Schulmeistern nicht geht — dann ... und mit dem behendesten Sprung meiner Phantasie war ich als Musiker im Land meiner Wünsche. Über die Weite dieses Sprunges in der Wirklichkeit, über seine Voraussetzungen, seine Möglichkeit überhaupt habe ich mir dabei nie auch nur eine Sekunde Gedanken gemacht. Einstweilen durfte ich ja täglich musi-

zieren und studieren: war das nicht alles? Konnte ein Mensch von meiner inneren Beweglichkeit sich die Möglichkeit nahe vors Auge rücken, daß er einst einen alten Vater und einen kranken Bruder zu ernähren haben werde? Dem jungen Kopf erscheint das künftige Leben als ein Proteus, der nach willkürlichem Verlangen stündlich seine Gestalt wechseln kann.

Aber das Leben versteinert zu starren Formen, wenn es ein Leben um den Erwerb wird. Statt dem Lehrerberuf Valet sagen zu dürfen, muß ich täglich noch drei Privatstunden geben, um zu verdienen, zu verdienen!

Mein Vater und mein armer Bruder wissen, wie gern ich ihnen helfe, wie sehr ich fühle, daß ich eine große Schuld mit kleinem Dank zahle. Aber ein entsetzlicher Hohn auf meine Illusionen ist dieses Leben doch! Eine grausame Strafe für meinen Leichtsinn ist es doch! —

* * *

18. April.

Welch ein widerwärtiger Beruf! An allen Gliedern wie zerschlagen, das Hirn ausgebrannt, dürr, keinem Anreiz folgend, Schlund und Lippen von glühender Trockenheit, dabei von einer wahnsinnigen Nervosität, die in der kleinsten Fingerspitze die größte Qual bereitet — so hab' ich mich heute wieder, wie gewöhnlich, nach Hause geschleppt.

Ich hatte heute bei größeren Knaben eine Gesangstunde zu geben, eine Stunde, in der ich mich leidlich wohl fühle, weil dann mein musikalischer Mensch einmal halbwegs zur Geltung kommen darf.

Ich hatte mir die redlichste Mühe gegeben und mein bißchen methodische Kunst, wie es schien, nicht ohne Erfolg erschöpft: die Knaben sangen nicht ganz übel.

Da plötzlich hör' ich, wie ein frecher Bursche in den Gesang der andern einen wüsten Gassenhauer hineinbrummt,

in der naiven Meinung natürlich, daß mein Ohr und mein Auge ihn nicht entdecken würden. Ich war so weit außer mir, so wütend empört, daß ich für einen blitzartigen Moment die Besinnung verlor. Ich zog den Burschen hervor und schüttelte ihn nach Kräften — um dann kraftlos auf meinen Stuhl zu sinken; denn ein jäher Stich durchfuhr mir die Brust. Ich atmete unter Schmerzen.

Als ich den müden Blick über die Gesichter meiner Schüler gleiten ließ, las ich es deutlich in ihren Zügen: Er regt sich auf! Ein Schauspiel!

Ja, ich muß gestehen: mir ekelte in diesem Augenblick vor der Summe von nackter, tierischer Grausamkeit, die in der viel und zart besungenen Kindesseele sich angesammelt findet! Was ist es mit der Poesie der Kindesnatur? Was den Menschen zum Menschen macht, das fehlt ihr: das Mitgefühl. Den Fliegen die Beine ausreißen, Frösche, Vögel, Hunde und Katzen mit schweren Steinen werfen: das bringen außer den rohesten Subjekten unter Erwachsenen fast alle Knaben fertig. Hätte mich vor den Augen meiner Schüler der Schlag getötet, so wäre ihnen das nur ein sensationelles Ereignis gewesen.

* * *

19. April.

Aber der häufige Schmerz über das sittliche Verhalten meiner Schüler ist nicht die Last, die am schwersten auf mir ruht. Weit schlimmer ist die ewige Qual des Intellekts.

Als ich zu unterrichten begann, stellte man mich vor die Allerkleinsten, denen ich Lesen, Schreiben, Rechnen und die Fähigkeiten des Anschauens und Sprechens übermitteln sollte.

Natürlich hatte ich jene naive Vorstellung vom Unterrichten, die allen Laien eigen ist. Man stellt sich den Unterricht wie eine bequeme elektrische Mitteilung vor:

unsre stärkere Vernunft zieht das Unvernünftige aus den Köpfen heraus und läßt die reine Vernunft darin zurück. Voilà tout.

O schwerer, teuer zu bezahlender Irrtum!

Von hundert Samenkörnern, die wir in den Geist der Kinder säen, fallen neunundneunzig entweder auf steinigen Boden, oder sie werden von den Flattervögeln des Leichtsinns aufgepickt, oder der zerstreuende Wind des bunteren Lebens außer der Schule fegt sie hierhin und dorthin. Das hundertste Korn geht glücklich auf — und trägt einfältige Frucht.

Während der ersten sechs Wochen, in denen ich mit ganzem Kraftaufwand und mit jenem Interesse arbeitete, das schon die Neuheit der Stellung mit sich bringt, huldigte ich denn auch der schönen Vorspiegelung, daß, was ich einmal behandelt hätte, auch erledigt sei. Meine Beschäftigung ließ sich ganz leidlich an, höchstens war es mir unangenehm aufgefallen, daß ich einiges zweimal hatte sagen müssen.

Am Ende dieses Zeitabschnittes kam es mir wie zufällig in den Sinn, einmal gründlich zu erforschen, was alles ich schon geleistet und was alles meine Schüler schon erworben hätten.

Das Ergebnis meiner Prüfung traf mich wie ein Schlag auf den Kopf: meine Schüler wußten so viel wie nichts. Ich war tatsächlich betäubt und fragte mich innerlich, ob ich sechs Wochen gearbeitet oder ob ich das alles geträumt hätte.

Dann verdoppelte ich, schon halb verzweifelnd, meine Kräfte, wiederholte das Dagewesene und baute, nunmehr fest überzeugt, daß der Grund festliege, mit kühnem Unternehmungsgeist weiter.

Nach weiteren acht Wochen trieb es mich unwiderstehlich, von neuem die Wirkungen meiner Kraft zu er-

proben; zugleich aber wälzte sich in mir eine heimliche Angst, die ich nicht zu unterdrücken vermochte.

Ich tastete hierhin, dorthin: die meisten meiner Schüler hatten noch gar nicht begriffen, was ich überhaupt von ihnen wolle. Was sie mir nachgeplappert, hatte ich für gelehrige Antwort genommen.

Wie Faust vor dem Johannesevangelium stand ich jetzt ratlos vor dem Problem: Wie ihnen begreiflich machen, daß eins eins und nicht zwei ist?! Eine Art geistigen Krampfes ergriff mich, und ihm folgte unsägliche Ermattung.

Dann rechnete ich mir mein Pensum vor und erkannte, daß ich am Ende des Jahres als schmählicher Bankerotteur dastehen müsse. Das warf mich in rastlose Angst, und meine Arbeit verlor jeden Halt, jede ruhige Besinnung. Ich stellte mich händeringend vor die Klasse, schlug mit der flachen Hand an meine Stirn und appellierte an die Versammlung dahingehend: es könne doch unmöglich so schwer zu begreifen sein, daß „d—u" „du" heiße, um unmittelbar darauf über meine abgeschmackte Vernunftpredigt den bittersten Ärger zu empfinden und mich vor mir selbst zu verhöhnen. Meine verzweifelten Gebärden, bei denen ich oft ein Gefühl hatte, als ob in meiner Brust alles zerrisse, hielten denn auch manche unter den sechs- und siebenjährigen Burschen für lustige Kapriolen; sie lachten recht herzhaft darüber.

Endlich kam, den ich nicht mehr zurückhalten konnte: der Zorn. Mit geballten Fäusten, wildem Atem, hämmernden Schläfen, rannte ich im Zimmer auf und ab und schleuderte den verdutzten Knaben harte, grollende, scheltende Worte ins Gesicht. Ja, ich verhehle es nicht, eine ingrimmige Wut über diese grausamen, halsstarrigen Quälgeister überschwemmte mein Inneres; die Liebe, die mich zuweilen zu ihnen gezogen hatte, wenn sie mich begriffen zu haben schienen, starb in ihrem letzten Funken.

Nun war alles verloren.

Ich erhielt überhaupt keine Antwort mehr; die Zungen waren gelähmt. Auch die Intelligentesten saßen wie Klötze da und starrten mich erschrocken an. So kam ich auf den Punkt, wo die Entrüstung wie eine forcierte Stimme überzuschnappen pflegt und betreten verstummt.

Nun ließ ich tagelang alles gehen, wie es ging. Während meine Schüler arbeiten sollten, trieben sie Allotria, und ich ging, die Hände auf dem Rücken, vom unwiderstehlichen Zwang eines dumpfen Brütens umklammert, auf und ab, jede Sekunde haltlos in abgründige Gedanken versinkend und hilflos daraus emporschreckend.

Oft zog mein Ohr aus weitester Ferne einen seligen Klang herüber, der mit spielendem Flimmer durch meine Gedanken huschte oder sie unter der Hülle eines klagenden Wohlklangs sanft und schnell begrub.

Nach einer Woche vielleicht nahm ich — ich empfinde Widerwillen vor mir selbst, indem ich es schreibe — von dem äußeren Zwang meiner amtlichen Verpflichtung getrieben, die Arbeit wieder auf, um ein Feld zu beackern, das durch meine Untätigkeit mehr verwüstet worden war, als meine Tätigkeit es angebaut hatte.

* * *

25. April.

— Ja, meine Schüler hatten am Ende des Jahres dennoch lesen gelernt, und ich — ich hab' es im Laufe der Jahre zu einer anerkennenswerten Fertigkeit gebracht, meine elementarsten Vorstellungen zu einem widerwärtigen Brei zu zerkauen, den geringsten Teil meines Wissens zu breiten Bettelsuppen für ein großes Publikum auseinanderzurühren. Während mir auf der einen Seite alle Zeit und Kraft geraubt ist, meinen nach neuer Nahrung und Bewegung schreienden Geist durch Studien zu befriedigen, bin ich auf

der andern Seite gezwungen, Tag für Tag und Stunde für Stunde eine geistige Luft zu atmen, die mein seelischer Organismus tausendmal verbraucht hat.

Das docendo discimus klingt mir wie grauenhafter Hohn. Mit großer äußerer Ruhe spreche ich unzähligemal dasselbe, sehe ich mich unzähligemal unverstanden oder mißverstanden.

Oft freilich zerbrech' ich in der Stille mit konvulsivisch bebenden Fingern ein Lineal oder zerreiße ein Buch — nach solcher Ablenkung überrieselt mich dann schnell eine befreiende Kälte.

An das Fenster tretend, fühl' ich oft eine unbändige Lust mich anwandeln, mich drei Stockwerke hoch hinabzustürzen; denn hinter der Stirn hämmert es: nur hinaus, hinaus! — Aber in solchen Augenblicken höre ich plötzlich Musik, und in mir flackert eine neu entfachte Lebensfreude auf.

Nach allem scheint es, daß ich ausharren werde auf dieser Streckbank des Geistes. Einmal werden Sehnen und Nerven wohl zerreißen ...

* * *

2. Mai.

Fünfmal in der Woche habe ich sechzig Hefte zu korrigieren.

Der raffinierteste, erfinderischste, menschenfeindlichste Höllengeist hat diese Geistesmarter erfunden. Wer bei ihr nicht zeitweilig den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. Sechzigmal zwanzig französische Sätze: J'aime ma mère. Tu aimes ton père ... Die Wirkung auf meine Nerven ist dieselbe, wie wenn jemand auf dem Klavier zwölfhundertmal dieselbe Taste anschlüge.

Mit heldenhafter — ich darf mir dieses Zeugnis ausstellen — mit heldenhafter Willensanstrengung bring' ich es

fertig, die Hälfte der Arbeiten mit der nötigen Sammlung durchzusehen. Dann macht sich eine an Geschwindigkeit zunehmende, kreisende Bewegung in meinem Hinterkopf bemerkbar, und mir wird auf meinem Stuhle schwindelig. Ich lese zwanzigmal denselben Satz: Tu aimes ton père ... Tu aimes ton père ... Tu aimes ton père ... und fasse seinen Inhalt nicht. Ich starre ihn an wie einen unenträtselbaren Geheimspruch; ich erbose mich über meine Willenlosigkeit, raffe mich zusammen und lese ihn zum einundzwanzigsten Male, um sogleich zu bemerken, daß ich ihn wieder ohne Bewußtsein überflogen habe. Endlich bricht die Schranke des Willens zusammen, und die eingekerkerten Gedanken taumeln freiheitsberauscht ins Weite ...

Tu aimes ton pere ...

Warum drängt er sich mir gerade jetzt ins Ohr, jener Chor der Gefangenen im „Fidelio", die kettenklirrend, gramverzehrt, wie wandelnde Leichen aus dem Kerkergrab ans Sonnenlicht emporsteigen? Ein großer, tiefer Atemzug der aufatmenden Verzweiflung, dieser Gesang! Nie haben mich Töne so furchtbar ergriffen wie diese; denn wunderbarerweise klingt hier der lauteste Jubelruf der Erlösung noch wie Erinnerung der verschmachtenden Qual. Auf denselben Tönen, auf denen das Bewußtsein der Gefangenen zur Wonne des Lichtes langsam emporklimmt, steigen wir stockenden Fußes in die feuchttriefende, dumpf widerhallende Nacht der Kerkergewölbe hinab.

Wie begreiflich, daß Beethoven die Berechtigung der Revolutionen verteidigte, beredter als es alle Beispiele der Geschichte vermögen! Seine Egmont-Ouvertüre ist eine große, gerechte Revolution, ein Hymnus der politischen Freiheit von demselben berauschenden Feuer wie die Marseillaise, aber größer, klarer, göttlicher. Tyrannen, scheint mir, müßten weinen, wenn sie nur einmal den großherzig

begeisterten Sturmruf dieser Schöpfung ganz empfänden. Und fast organischer, lebendiger noch als bei Goethe schmiegt sich in diesen großen Strom des politischen Willens die verhallende Klage einer ewigen Liebe hinein ...

Tu aimes ton pere ...

Beethoven! Wer unter allen Tondichtern war so groß wie er? Herder sagt einmal über Shakespeare, daß er mit dem Haupt in die Wolken rage und mit den Füßen auf der Erde stehe. Beethoven, glaube ich, wandelte ganz in jenem Paradies der Töne über unsern Häuptern. Und doch singt er Wahrheit; doch empfinden wir sie mit ihm, da er mit allen Schmerzen der Menschenbrust durch jene Gefilde ging. Aber aus seinen Harmonieen klingt es mir ewig wie verhaltenes Weh darüber, daß wir niemals hören könnten, was er gehört. Ich stehe vor all seinen Schöpfungen mit den stummen Schauern eines Exoterikers. Bei einer gewissen Stelle in seinem C-Moll-Quartett habe ich die deutliche sinnliche Empfindung, als wandelte ich bei sinkender Sonne hinter der hohen Hecke eines verborgenen, unendlichen Gartens und vernähme aus dessen glücklichstem Grunde mit wunderbar geschärftem Ohr einen seligen Abendgesang, den der ganze, geheimnisvolle, sehnsuchtweckende Zauber der Ferne umhaucht ...

Tu aimes ton pere ...

Wie schmeichelnd strömt der Trost des Abends herein!

Wie Kinder in der lauschigen Abenddämmerung, so spielen meine Gedanken unermüdlich im Zauber der dunkelnden Luft. Immer wieder ruf' ich sie herein ins Haus — und immer wieder entrinnen sie mir, den Verlockungen des Abends gehorsamer als mir.

Endlich erschreckt mich der vor mir liegende Haufen Arbeit. Ich zwinge meine Gedanken gewaltsam auf das Papier und entdecke, nachdem ich den Satz hundertmal gelesen, daß über dem „pere" der accent grave fehlt. Das

setzt mich in Verzweiflung, denn wie manchen Fehler mag ich so übersehen haben! —

An solchen Abenden habe ich wiederholt den Wahnsinn gesehen.

Der Vorstellungsfaden zerriß mir plötzlich mit einem heftigen Schmerz im Kopf, und ich hatte nur noch das Bewußtsein einer absoluten Vorstellungsleere. Dann stand er vor mir — sichtbar — und doch so unbeschreiblich — es schrie etwas in mir: „Um des Himmels willen, wehre dich!“ — mit einer instinktiv-mechanischen Kraftanstrengung schüttelte ich den Kopf wie ein altes Uhrgehäuse, dessen Gehwerk stehengeblieben ist — und mein Hirn fiel glücklich wieder in das gewohnte Tiktak zurück.

* * *

30. Mai.

Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr! —

Vor kurzem hatten wir Besuch vom Kreisschulinspektor. Wie es bei solchen Inspektionen, die oberflächlich bleiben müssen, weil eine ganze Schule in wenigen Tagen erledigt wird, sehr wohl denkbar ist, machte meine Klasse keinen üblen Eindruck, und ich erntete sehr wohlwollende Anerkennung. Natürlich, meine Schüler wußten dies und das und wer weiß was sonst noch, gaben das übliche Quantum dummer und gescheiter Antworten und benahmen sich ganz manierlich. Ich hatte ja mit Fleiß gearbeitet, aber nur aus Abscheu vor dem Nichtstun; ein fauler Mensch ist mir gerade so zuwider wie ein Kadaver.

Jenes Lob fuhr mir wie ein altes schartiges Messer durch die Brust und zerriß alles in mir. Es schleuderte mich aus meiner stumpfen Ruhe heraus, in die ich für eine Zeitlang versunken gewesen.

Wenn ich in diesen Tagen in die Gesichter meiner Schüler sah, bestürmte ich mich mit rastlosen Fragen.

Was habe ich für diese Menschen getan? — Denn sie sind ja Menschen! — Was sind sie mir je gewesen? Viel weniger als Hekuba dem Schauspieler, und ich habe als ein schlechter, nüchterner, stümperhafter Schauspieler vor ihnen den Schulmeister gespielt.

Mir sind sie nicht einmal Schüler, sie sind mir nur das notwendige Material für die lästige Ausübung meiner lästigen Amtspflicht gewesen.

Ich kenne sie nicht; sie kennen mich nicht.

Hab' ich mich ihnen jemals innig zugewandt?

Was habe ich nach ihren Leiden und Freuden gefragt?

Welche Garantieen habe ich gegeben für die Zukunft dieser Seelen?

Für den Einzelnen kann niemand einstehen — aber wo habe ich in dieser Gesamtheit ein Plus gegenüber der gemeinen Alltäglichkeit des Lebens erzeugt? Wo habe ich eine Sache begründet, wo einer Sache vorgebeugt?

Habe ich nicht die gewöhnlichste Gesellenarbeit für den täglichen Menschenkonsum geliefert? Wann in künftigen Jahren wird einer dieser Menschen sagen: Das verdank' ich ihm! Das hat er uns mitgegeben? Sie werden mich neben ihren Schuster stellen und sagen: Der hat uns ein Paar Stiefel und der andre hat uns unsre Bildung gemacht.

Ja, ja, lieben möcht' ich euch, ihr Kinder.

Aber ich liebe auch mich selbst, und in mir tobt ein gefangener, gefolterter Mensch! Haben wir denn ein Selbst empfangen, damit wir es ertöten? Ich kann es nicht — und kann euch nicht lieben.

Vor wenig Tagen habe ich einen furchtbaren Fund gemacht. Ich habe das Wort gefunden, das meinen Wert bezeichnet.

„Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Ein Mietling aber ..."

Da — da war das entsetzliche Wort! Mit Blitzeskraft schlug es mir in die Seele.

Seit jenem Tage kann ich dies Verdammungsurteil nicht vergessen. Und hab' ich es für Minuten vergessen, so zwingt mich eine unerkennbare Macht, es plötzlich aus der leeren Luft zu greifen und es, mich selbst aufrüttelnd, bebend vor mich hinzusprechen. In einsamer Stille schreit es mich plötzlich drohend an — im lautesten Lärm des Tages kriecht es mir plötzlich zischelnd ins Ohr.

„Ein Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe —"

O großer Nazarener, wie schände ich deinen Beruf! An deiner ruhigen Entsagung erkenn' ich meine ruhelos zuckende Selbstsucht, an deiner reinen Sanftmut meinen unlauteren Zorn, an deinem seligen Tod die Erbärmlichkeit meiner Leiden. —

* * *

15. Juni.

Ich habe endlich einen längeren Urlaub genommen, da ich bestimmt fühle, daß meine maßlose Heftigkeit und Überreiztheit in nächster Zeit ein Unglück herbeiführen müßte.

Da ich mir nur noch darin gefalle, meinen Seeleninhalt mit unersättlicher, selbstquälerischer Grausamkeit zu zersetzen, faßt mich ein wild auffahrender Zorn gegen jeden, der mit fremden Interessen mein tödliches Geschäft unterbricht. Und nähert er sich mir noch so freundlich, ich möchte ihm hart und verletzend begegnen.

Muße hab' ich nun, Muße! Und größter Ruhe soll ich mich befleißigen.

Ist ein ruheloseres Gemüt denkbar als das meine in seiner reichen Muße?

Der harte Frondienst meiner Arbeit brachte wenigstens

insoweit Erlösung, als er für lange Stunden meinen rebellischen Menschen zu Boden drückte.

Jetzt bin ich ein willenloses Spielzeug meiner Willkür. Ich glaube, daß ich nie entsetzlichere Tage durchleben werde als diese.

Lies! ruf' ich mir zu. Lenke dich ab durch ein schweres Buch! Du hast ja nun Zeit, dich in tiefe wissenschaftliche Genüsse zu versenken! Aber wie lächerlich erscheint mir ein solches Beginnen, da nach diesen sechs Wochen meines Urlaubs wieder der lange geistige Hunger kommt! —

Unterhalte dich durch eine angenehme, leichte, anmutende Lektüre! Unterhalten? Ich leide an zu viel Unterhaltung. Immer zwischen zwei Zeilen, immer zwischen zwei Worte redet der Ernst meines gebrochenen Lebens hinein. —

Hin ans Klavier! Laß es erlösend hinausströmen, was ... Ich bin so elend zurückgekommen in meiner Fertigkeit, daß ich mich vor meinem eigenen Spiel entsetze. Ich versucht' es jüngst — meine heißzitternde Seele erstarrte mir in steifen Fingern. Ein Grauen hält mich zurück, den Deckel des Instruments zu heben und jenen Augenblick verlorenster Verzweiflung zurückzurufen. —

Ich will hinausgehen und an der Frische der Natur mich erquicken — und weiß vorher, daß ich teilnahmlos grübelnd durch Wiesen und Felder eilen, daß ich nach einer Stunde schweißbedeckt, zerschlagen und mit wüstem Kopf nach Hause kommen werde. — —

Ich will mich erheben vom Sessel. ... Warum soll ich aufstehen, da ich auf und ab irren werde mit meinen alten Gedanken! ... Ich will mich setzen. ... Warum soll ich es tun, da ich zurücksinken werde in meine alten Gedanken! —

Soll ich die Feder ansetzen oder nicht? Mein Wollen bewegt sich mit der Regelmäßigkeit eines Pendels in diesem Zweifel, bis es in Betäubung verfällt.

Dann folgen ganze Stunden, in denen ich Zeitungsannoncen lese, Papierblätter in Tausende von Schnitzelchen zerschneide, die Glieder meiner Uhrkette zähle oder das vor mir liegende Papier mit zahllosen gleichförmigen Strichen bedecke — bis ich plötzlich aus dieser blödsinnigen Beschäftigung aufschrecke und meinen Ekel in einem lauten Gelächter ausschütte ...

Das Qualvollste eines solchen Tages ist der Abend. Denn er zieht die Summe aus dem Nichts. „Mit welchem Recht legst du dich schlafen, Tagedieb!" hallt es plötzlich aus einem Winkel.

Ich bette mich ermattet zum Schlaf und ersehne ihn nicht. Denn wie eine Wohltat erscheint er mir, die die Natur mir großmütig verachtend zuwirft, den Elendesten bedenkend wie den Besten.

Und doch bist du, erbarmender Schlaf, mein einziger Freund! Du endigst die leise Zwiesprach, die ich mit dem Dunkel der Nacht halte. Ein Vampir bist du, der mich mit sanften Schwingen zur Ruhe fächelt und das Blut meiner Gedanken saugt, daß sie einherschweben als bleiche, traurige Träume. — — — — — — — — — — —

* * *

25. August 1877.

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Kein wahreres Wort als das.

Was kann das äußere Schicksal uns bringen? Reichtum oder Verlust des Vermögens, Krankheit oder Genesung, Ruhm oder sein Verlöschen und schlimmstens den Verlust geliebter Menschen. Gegen das alles können wir zuletzt unser ganzes Ich behaupten.

In uns aber geschehen weit größere Umwälzungen als außer uns, Umwälzungen, in denen wir uns völlig verlieren, um uns völlig wiederzufinden, ja, in denen wir uns zu Staub zermalmen, um uns in neuen Atomverbindungen wieder aufzubauen.

Vor drei Jahren habe ich diese Aufzeichnungen unterbrochen, weil ich ein Mädchen liebte und nur eine Verwendung meiner freien Stunden kannte: die Beschäftigung mit meiner Liebe. Ich hatte auch kein Bedürfnis mehr, mein Tagebuch zu bereichern; denn obschon tausend Gedanken aus meiner Empfindung emporwuchsen, war es mir doch gerade das süßeste, diese Gedanken allein durchzuträumen und durchzukosten.

Einen Augenblick hat mich die kleinliche Eitelkeit angewandelt, diese Blätter zu vernichten, damit meine Frau und mein Kind sich meiner Bekenntnisse nicht einstmals schämen müßten. Noch kennt mich niemand so, wie ich mich hier gezeichnet habe. Noch kann ich für einen soliden Zunftschulmeister passieren, der niemals abgeirrt ist vom Weg. Ich danke.

Der pharisäische Hohn der Engherzigen ist mir lächerlich gegen den Vorwurf, der ewig in meinem Herzen brennt. Mein Weib versteht mich gut, und mein Kind — es spricht mir etwas aus seinen Augen dafür — wird es lernen.

Mein Vater starb bald, nachdem ich meine Gertrud kennen gelernt hatte. Die anscheinende Teilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit nach dem Verlust geliebter Menschen ist ein furchtbarer Zustand. Am Sarge meines Vaters stand ich mit jener seltsamen Ruhe des stockenden Gefühls, das furchtgelähmt die vollendete Tatsache nicht begreifen will, aber schweigend empfindet, daß ein schrecklicher Ausbruch kommen muß. Wir empfinden den Schmerz noch nicht in uns, sondern über uns; wie ein lauerndes Raubtier hat er uns seine Tatzen auf die Brust gesetzt. Unsre

Seele hält den Atem an und verharrt in gewolltem Scheintod. Die leiseste Rückkehr des gewohnten Lebens in den Atemzügen des Empfindens und Wollens — und die Bestie schlägt uns zerreißend ihre Krallen ins Fleisch.

Hätte ich damals, als dieser Schlag mich traf, noch in dem irren Leben der Vergangenheit gehangen — ich weiß gewiß: das wäre der Sturz in den Abgrund gewesen.

Kurz nach meinem Vater starb mein Bruder. Er war endlich seinem langwierigen Brustleiden erlegen. Ich war nun der einzig Überlebende aus meiner Familie.

Solange wir noch einen geliebten Verwandten haben, haben wir noch ein Haus, und solange wir noch ein Haus haben, sind wir alle miteinander Nesthäkchen, die in bequemer Gefangen- und Befangenheit ihr Futter verzehren. Erst wenn wir ganz allein stehen, verstehen wir ganz, daß Leben Einsamkeit ist.

Kein Wunder, daß ich so eifrig nach einer Verbindung mit meiner Gertrud strebte, als ob jede nächste Minute sie mir rauben könnte. Aber ich liebte das schöne Mädchen auch mit dem leidenschaftlichen Verlangen, es zu besitzen.

Und doch schwang es sich nach dem Tode meiner Verwandten einmal wie wilder Jubel in mir auf: Du bist frei! Deiner Verpflichtungen bist du ledig — hast für niemand zu sorgen als für dich selbst. . . . Brechen mit der ganzen Vergangenheit, zerreißen, endlich zerreißen die verfluchte Kette! —

Und du opferst dein Glück?

Ja! In diesem Augenblick fühlte ich, daß ich der Kunst ein Glück zum Opfer hätte bringen können —

Aber auch das Glück eines andern?

Dieses Mädchen lebte nur noch in mir. In meine Hand hatte sie vertrauend alle Hoffnungen und Ansprüche ihres Lebens gelegt. Es war ihr selbstverständlich, daß

ich ihre Zukunft sei; an meiner Liebe hing ihr Dasein. Ein Leben zerstören ...?

Ich müßte nicht selbst ein zerstörtes Leben gehabt haben.

Einen Augenblick hielt ich meinen Verzicht auf die Kunst für nichts andres als einen edelmütigen Entschluß. Aber sehr bald ward ich gewahr, wie nahe neben diesem Verzicht ein Glück lag, nach dem es mich mit selbstischer Glut verlangte.

Und sollte ich wirklich mit achtundzwanzig Jahren noch zur Musik übergehen? Vor einem hatte ich ein noch größeres Grauen als vor meinem Beruf: vor einem verfehlten Künstlerdasein.

Zudem redete ich mir ein, daß die Liebe mir die Last meines Berufs erleichtern müsse. Und in der Tat wurde mir dieser Beruf, seitdem ich Gertrud kannte, so leicht wie nie vorher.

Ich lebte nur noch meinem Liebesglück.

Noch immer schlug ich die Unterrichtsstunden nicht eben tot; hatte ich aber früher, schon um mir selbst Abwechslung zu verschaffen, noch hin und wieder einen planlosen Versuch zu originellerer Arbeit gemacht, so war ich jetzt mit allem zufrieden, was durch die gröbste Schablone zu erreichen war. Ich geriet überhaupt nicht mehr in Eifer, in Aufregung und Zorn — und wer es so weit gebracht hat, ist zum elendesten „Spurfahrer" herabgesunken.

Alles in allem war mein früherer Leichtsinn im Spiel, als ich Gertrud heiratete. Ich war damals des Glückes nicht würdig, das mir an ihrer Seite erblühen sollte. Bin ich es jetzt — —?

* * *

1. September.

„Ein niedliches Mädchen, Herr Lehrer!" rief die Hebamme mir ins Zimmer.

Jenes tröstliche und für mich schmeichelhafte Attribut hielt sie für nötig, weil sie es als selbstverständlich ansah, daß ein Knabe mir willkommener gewesen wäre.

Man gab mir das Kind auf den Arm; es war so „niedlich“ wie fast alle Neugeborenen. Ein rotes, faltiges, schreiendes Frätzchen.

Ich rief dem kleinen, hilflosen Ding ein paar freundliche Worte zu und gab es zurück, ohne etwas wie Stolz oder Freude oder Zärtlichkeit empfunden zu haben. Noch unter dem Eindruck des herzzerreißenden Jammers, den ich aus der Schlafstube vernommen hatte, betrat ich diese. Meine Gertrud lag da wie ein eben gestorbener Engel. Fast wollte ich mir in diesem Augenblick sagen: Es ist der Schmerzen nicht wert, die eine Mutter darum leidet — aber das wagte ich mir doch nicht zu gestehen. Als ich sie auf die Stirn küßte, schlug sie die Augen auf und — ich erstaunte. In diesen tief ermatteten Zügen Jubel und in diesen fast erloschenen Augen Verklärung!

Dann, nach diesen langen, beklommenen Stunden trieb es mich hinaus auf die Straße. Es war mir, als hätten alle Vorübergehenden einander nichts Wichtigeres mitzuteilen als: Seht, dort geht ein Vater, ein Vater! Denn außerordentlich neu war mir dieses Gefühl, obwohl ich doch längst darauf vorbereitet war.

Aber was ich noch immer gänzlich vermißte, das war das Gefühl des Vaterstolzes, das ich haben zu müssen mich moralisch verpflichtet fühlte. Ich sah mich scheu nach allen Seiten um, ob ich allein wäre. Die Straße war auf weite Entfernungen leer. Dann sprach ich laut und emphatisch zu mir das Wort „Vater“, gleichsam um den neuen Tatbestand aus mir heraus und mir in eindrucksvoller Isolierung gegenüberzustellen.

Aber ich imponierte mir nicht im geringsten.

Dann versuchte ich mir auf andre Weise beizukommen:

ich sprach noch einmal, aber mit schmelzender, zärtlicher Stimme: „Vater". Aber ich blieb ungerührt.

Endlich sagte ich mir: „Wie dumm! Wie lächerlich! Worauf hast du denn eigentlich Grund, stolz zu sein?" Daß ich aber auch keine Zärtlichkeit für den kleinen Neuling empfand, tat mir weh und beunruhigte mich; denn ich mußte mich für unbegrenzt selbstsüchtig und herzlos halten.

Selbstsüchtiger als die Mütter sind wir Väter in der Tat. Die Mütter lieben das Kind schon, wenn es kaum begonnen hat, sich unter ihrem Herzen zu regen. Ja, sie haben oft einen unbezwinglichen Drang, mit zärtlichen Armen die leere Luft zu umfangen und ans Herz zu pressen. Wir Väter wollen erst Vergnügen an den Kindern haben, ehe wir sie lieben.

Wenigstens war es bei mir so. Als unser Kind begann, auf gewisse Reize zu reagieren, war ich mit einem Schlage Feuer und Flamme; seitdem es lächelte, nach meinem Hut griff und bei jedem Aufleuchten des Zündholzes, mit dem ich mir die Zigarre anbrannte, die Augen weiter aufriß — seit diesem Zeitpunkt wuchs meine Zärtlichkeit von Stunde zu Stunde, dachte ich zu Hause, auf dem Wege und in der Schule fast nur noch an mein Töchterchen und seine Mutter.

* * *

4. September.

Schon so manchen Sommernachmittag habe ich wie den heutigen bei meinem Kinde einsam verträumt.

Ein solcher Tag — er war ganz wie der heutige — und doch war er ein einziger. Wenn ich einst auf meinem Sterbelager mit erlöschendem Auge meine Vergangenheit durchirre — auf den ersten Blick werde ich ihn herausfinden.

Ich liege lang ausgestreckt auf den harten Dielen, den Kopf in den weichen Schoß meines Töchterchens gelegt.

Die Mutter ist ausgegangen und nur die „liebe Puppe“ mit ihrem einfältigen Mustergesicht schaut uns zu.

Wunderbare Gedanken strömen hier am Boden. Ich fühle mich dem Schoß der Erde näher und höre von unten herauf etwas wie das Getriebe der Weltwerkstatt.

Vom ganzen Süden und Westen fließt die Sonne herein. Sie legt mit besonderm Behagen einen breiten Glanz über die blendend weißen Bettdecken, das Werk meiner treuen Gertrud.

Ich liebe den Sommer, weil er uns großherziger macht, als wir sonst sind. Wir haben ein gesteigertes Allgefühl, weil die Sonne teilnimmt am ganzen Tun eines Tages. Bei allem, was wir vollbringen, haben wir den Blick in eine leuchtende Unendlichkeit. Im Winter dagegen sind wir für Arbeit und Spiel auf den Lichtkreis beschränkt, den der winterliche Nebel oder die vier Wände unsrer Behausung uns gönnen. —

Meine wahrscheinlich weit geöffneten Augen müssen die Aufmerksamkeit der kleinen Magdalene erregt haben. Sie beugt sich über mich und bestaunt, wie es scheint, zum ersten Male das Wunder des Auges. Dann gibt sie die Absicht zu erkennen, mit ausgestrecktem Zeigefinger eine direkte Forschungsreise in das Innere dieses Geheimnisses zu unternehmen, und nur ein glücklicher Instinkt meines Augenlides bewahrt mich vor dieser unbequemen Begegnung.

Und dann muß ich dich küssen, du süßes Geschöpf, bis du mit Armen und Beinen abwehrst.

Ja, auch die Stimmung der Kindheit ist noch ein winterlicher Nebel, den eine beständige Sonne nur mit rotem Schimmer durchströmt. Anfangs reicht der Nebel bis ans Auge. Allmählich weicht er zurück; geraume Zeit verrinnt, und endlich ist er so weit gewichen, daß das Kind mit nachdenklichen Augen die Grenzen seines Körpers

erkennt und ein entscheidendes Wort spricht: „Ich!" Später und später erweitert sich unablässig der geklärte Luftkreis; aber ein Rest von Nebel bleibt auch für uns hängen — und wär' es nur der ferne Lichtnebel am gestirnten Himmel. Ist es schmerzlich oder süß, daß etwas verborgen bleibt?

Meine Tochter sucht mir deutlich zu machen, daß es schmerzlich sei. Mit beherztem Griff fährt sie mir in die Haare, und zwar scheint sie nach eingehender Überlegung zu der Überzeugung gelangt zu sein, daß die Nackenhaare sich für diese Prozedur ganz besonders eignen —

Ah, du Foltermeisterin! — Fast wär' ich böse geworden — wenn's nicht so drollig tappender, tastender Unverstand wäre! —

Aber wann kommt die Sünde?

Neben dem ersten und größten Entzücken über unsre Kinder schreitet die erste und größte Sorge einher. Die neutrale Unschuld des Kindes bezaubert uns, weil sie unbewußt-souverän mit Gut und Böse spielt. Wir wissen, daß ein Augenblick kommt, der den Schleier zerreißt — und vor diesem Augenblick zittern wir. Bei hundert zufälligen Handlungen des Kindes fragen wir uns: Ist das das Böse? — Bis jetzt ist es mir nicht schwer geworden, mit nein zu antworten.

Meine Tochter stellt meine Anschauung auf die Probe, indem sie ihre Puppe bei den Beinen ergreift und deren Kopf aus ansehnlicher Höhe auf den meinen fallen läßt.

Aber höre! — Das wird mir nun doch zu arg! Nimm doch Vernunft an, Kind! —

Und wie sie jetzt lacht über mein plötzliches Emporschnellen! Das ist zum Tollwerden entzückend!

Und ich lache mit, lache mit aus voller Kehle! — Ach, daß ich wieder lachen kann! Wann hab' ich früher gelacht? Wann hab' ich gelacht mit solchem Frieden in der Brust?

Noch vor einigen Monden konnt' ich's nicht so.

Zu jener Zeit lag ich einst wie jetzt auf dem Boden, und mir zu Häupten saß Magdalenchen. Es war noch nicht so klug wie jetzt und konnte mir nur ganz einfältig mit den Händchen ins Gesicht patschen und dazu jauchzen. Aber nach seinem runden Mäulchen zog es mich unwiderstehlich wie heute und ich mußt' es küssen. Da überkam es mich mit ehrfurchtsvollem Schauer: Wie rein fließt das Leben durch diese Lippen! Es ist kaum entsprungenes Quellenleben. Es weht ein kaum empfindbarer Duft mit ihm daher — nicht der bestrickende Duft von Gertruds Kusse — aber der Atem, der im beginnenden März durch leere Wälder und über graue Wiesen geht, der, unhörbar und nur in leisester Bewegung sichtbar, die eine, alles erfüllende Kunde des Werdens bringt.

Dann umschlang ich fest mit beiden Armen mein Kind und legte mein Ohr an seine Brust, um gespannt zu lauschen. Da fühlt' ich nicht nur die gesund strotzende Fülle seiner runden Ärmchen und die Nestwärme seines ganzen Körperchens, da hörte ich nicht nur den hüpfenden Tanz des Herzens und den langsamen Flug der Lungen; ich hörte auch das Blut auf seinem leisen Gang durch die Adern, hörte die zartesten Muskeln und Sehnen sich zusammenziehen und dehnen, die feinsten Säfte geregelt steigen und sich abwärts neigen.

Was hörst du? fragte ich mich.

Du hörst dein Kind wachsen. „Ich wachse, wachse," klingt alles aus diesem Innern . . .

Plötzlich starrte ich in eine blendende Helle. Ein Rachegeist mit flammendem Schwert, stand vor mir der Gedanke: Dein Kind wird zu einem Menschen! Was hoffst du von ihm? In tausend fremden Kindern hast du das deine gemordet!

Tausend Gedanken fuhren mir wie Schwerter durch das Hirn. Schneidende Blitze zuckten durchs Auge. . . . Ich verlor die Besinnung. — — — —

Von Gertrud weiß ich, daß, als sie nach Hause gekommen, das Kind laut weinend auf dem Boden gesessen, daß ich, neben ihm liegend, über mich gestarrt und auf ihre angstvollen Fragen wie aus gestörtem Geiste geantwortet habe.

* * *

8. September.

In tausend fremden Kindern hast du das deine gemordet.

Es geschieht, daß uns unsre eigensten Gedanken früher im Ohr klingen, als unser Bewußtsein sie aufgenommen hat, so daß sie wirklich wie Worte der Offenbarung von außen zu kommen scheinen. So war es gewesen mit jenem furchtbaren Rätselwort, mit dem mein Gewissen sich erst langsam abfand während jenes Monats, den ich krank im Bett zubrachte.

Noch heute fühle ich etwas von meiner damaligen Schwäche und von den schmerzhaften Stichen in den Schultern, die mich damals peinigten. Und mitten im Unterricht überfällt mich oft der fatale Husten, der mich während meiner Krankheit so furchtbar schüttelte.

Gertrud saß stundenlang an meinem Bett und las mir vor, um mich aus meinem Brüten herauszureißen, oder sie saß im Wohnzimmer am Klavier und erfreute mich durch ihr anspruchsloses, wohltuendes Spiel. Das Engelchen Magdalene saß oft vor mir auf dem Kissen und plauderte.

„Geh fleißig um mit deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre.
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein —“

Ja, das Leben der Erzeugten hat keinen Platz mehr für die Erzeuger. Auch für uns wird einst der Tag kommen, an dem Magdalene für immer aus unserm Hause geht. Für immer.

„Die Tochter bringt, vermählt, dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus.
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind!“

Tausend Eltern, denen ihr Kind ein solcher Schatz war, hast du ihr Kleinod wie ein heimlicher Dieb entwendet — oder wenn es in ihren Händen blieb, war es nicht dein Verdienst!

Sie haben ihre Kinder umschlungen mit derselben Inbrunst wie du, haben um ihre Seelen mit derselben Besorgnis gezittert wie du — und was waren ihre Kinder dir? Ein Nichts — ah, schlimmer! — eine Qual, eine Last, ein verfluchter Stein im Wege, den du am liebsten mit dem Fuße fortgestoßen hättest!

In fremden Kindern hast du tausendmal dein Magdalenchen gemordet.

Gemordet? — Ist es nicht frevelhafter Mord, eine Kindesseele lieblos verkümmern lassen?

Also so nahe erst mußte dir der Gedanke kommen, ehe du ihn begriffest, erst in einem zärtlich geliebten Stück deines Selbst entdecktest du das geheiligte Recht deiner Mitmenschen! O pfui!

In den Stunden, da mich diese Gedanken wie unsichtbare Rächer an der Brust packten und auf dem Lager hin und her zerrten, da ein Schlangenknäuel von Anklagen mein Herz durchwühlte und sich meiner ächzenden Seele das Wort entriß: Arbeiten! arbeiten! wie ein unzerbrechlicher Schwur: da, ja da wünschte ich mir, irgendwo den Gott des naiven Glaubens zu finden, den ehrwürdigen Greis mit silbernem Bart, mit dem strengen und milden Angesicht! Nur ihm konnte ich aufgelöst und zerknirscht

wie ein Kind zu Füßen fallen, nur zu ihm beten: Zermalme mich oder gib mir Zeit und Kraft zu sühnen.

Herausgerissen hatte ich aus meiner Brust den Wahn, daß ich mich durch ein Verbrechen an der Menschheit rächen dürfte für die Not eines verfehlten Lebens!

* * *

9. September.

Aber ist auch dies noch ein verfehltes Leben, das sich nun täglich mehr mit begeisterter Arbeit und erquickendem Segen füllt?

Jetzt, da ich der Liebe habe, ohne die wir ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sind — es ist seltsam, wie ganz ich jetzt ein andrer geworden bin!

Wenn nur immer die Kraft meines Körpers ausreichte! Mit jeder Stunde löst sich das Wort der Lehre leichter und freigebiger von meinem Herzen.

Nicht daß ich wähnte, schon ein Nennenswertes von meiner Schuldenlast getilgt zu haben!

Aber doch empfinde ich schon den seligen Vorgeschmack einer ruhigen Todesstunde. Mit beschwichtigtem Herzen gehe ich durch den Tag. Mein Leben ist wie der Gesang des Erzengels in Haydns „Schöpfung“:

„Leise rauschend gleitet fort im stillen Tal der helle Bach.“

Frieden wehen mir Morgen und Abend mit ihrer Kühle, der Mittag mit schwülem Hauche weht mir Frieden zu.

* * *

15. September.

Ich habe mir früher eingebildet, klug genug zu sein, um die Unwissenden zu unterrichten, heute weiß ich, daß ich nichts weiß.

Für den geistigen Verkehr des täglichen Lebens reicht

es aus, daß man eine Sache wisse. Wer aber lehren will, muß wissen, warum er weiß. Es ist ein mattes Bild, wenn man von Samenkörnern des Wissens spricht, die ausgestreut würden. Nein, das Korn, das wir in einen fremden Geist verpflanzen wollen, muß schon alle Wurzeln mitbringen, nicht nur eine logische Pfahlwurzel, sondern auch alle seelischen Faserwurzeln, damit es in dem neuen Boden sogleich festen Fuß fassen könne. So behutsam freilich und so verschwiegen geht dieses Pflanzgeschäft vor sich, daß der Schüler von aller Begründung seines Wissens nichts merkt, bis er plötzlich mit stolzer Überraschung entdeckt, daß in ihm eine neue und klare Erkenntnis in frischen Worten zu Tage blüht.

Um diese schwere Kunst des Pflanzens, die er nie auslernt, zu begreifen, muß der Lehrer den ganzen Weg seiner geistigen Bildung noch einmal rückwärts machen bis zum Uranfang, muß er wie Recha, die Schülerin des weisen Nathan, bei allem, was seine Seele besitzt, sich sagen: Wie, wo, warum er es erworben. Und während ich früher, wenn ich in meinem Wissen und meiner Lehre umsonst nach einem festen Boden suchte, in ratloser Verzweiflung meinen Beruf verfluchte, erblüht mir jetzt aus jener Wanderung in die Heimat meiner Gedanken eine ungeahnte Wonne des Geistes. Denn in den Winkeln unsres seelischen Entwicklungsganges fühlen wir uns heimisch wie in traulichen Wohnräumen, in die wir uns seit langen Tagen eingewöhnt. Die feinen Wurzeln unsres Wissens und Erkennens greifen überall hin in den Boden unsrer Vergangenheit und saugen reiche Säfte der Erinnerung auf. Wie wir unser „a" gelernt, das ist ein liebliches Jugendmärchen, und wie wir das „o" dazu erwarben, das ist wieder ein andres, noch schöneres.

* * *

16. September.

„Magdalenchen, sag mal ‚Handschuh‘!“

„Handschuhuh!“

Du lieber Himmel, das stolpert mit der Zunge über die Silben wie mit den Beinchen über die Schwelle!

„Sag mal ‚Nähmaschine‘!“

Ach, was kommt da heraus! „Schähmaninninninne!“ Es ist zum Totlachen! Schreiben kann man's eigentlich gar nicht. Vier Silben sind ihr ein unübersehbares Feld, auf dem sie sich rettungslos verirrt.

Wenn das Kind sprechen lernt: das ist ein unaufhörliches Fest. Eine einzige Silbe beschreibt eine ungeheure Begriffsfläche, und die Mutter weiß immer, was gemeint ist. Unsrer Magdalene ist einmal ein Pferd, das einen Wagen zog, als „He he!“ bezeichnet worden. Danach nannte sie zunächst jedes Fuhrwerk, dann die Straße, dann das Sichdraußenbefinden und Spazierengehen „He he!“ Wenn man ihr jetzt den Mantel anlegt, ruft sie „He he!“ Ein ganzes Panorama, ein Kinderparadies in eine Interjektion gepreßt! Die kindliche Sprache ist gleichsam ein luftig gebautes, provisorisches Bretterhaus, das der Geist sich vorderhand aufschlägt, um danach langsam und in der Stille seine bleibende, massive Wohnung zu bauen.

Weil das Kind bei seinem Tun und Reden mit dem ernsten Eifer des Erwachsenen handelt und doch überall nur die liebe Unzulänglichkeit seiner Körper- und Geisteskräfte einsetzen kann, so ist das Spiel der drolligen Kontraste ohne Ende. Hier schüttet sich das ganze Füllhorn des naiven Humors aus. Als ich kürzlich nach einer späten Konferenz noch eine Weile mit guten Freunden beim Glas verbrachte, flohen mir im Meinungstausch die Stunden so schnell dahin, daß ich erst gegen vier Uhr in der Nacht nach Hause kam. Als ich in die Schlafstube trat, erwachte Magdalenchen, rieb sich die Augen — und da sie konsequent

angehalten wird, mich zu grüßen, wenn ich komme — sprach sie mit großen, ernsten Augen und mit höflichem Kopfnicken: „Morgen, Papa!“

* * *

26. September.

Ich bin heute sehr elend und betrübt.

Als heute morgen ein Knabe, der sich oft verspätet und unordentlich zeigt, wieder zu spät ins Schulzimmer trat, fuhr ich ihn an und fragte nach dem Grund seiner Versäumnis.

„Mein Vater ist krank,“ antwortete er.

„Was fehlt ihm?“

„Er hat die Schwindsucht.“

Mit lakonischem Gleichmut, ja gleichgültig, sprach er das Wort aus, dessen furchtbare Bedeutung er offenbar nicht kannte.

Mich traf es, als ob mir jemand mit der Faust vor die Brust geschlagen hätte.

* * *

10. Oktober.

Krank — krank — und noch so weit vom Ziel!

Die Folge meiner leidigen, aufgeregten Natur, daß der Zusammenbruch so schnell geschah. Ich hatte meine Schwäche, meine Schmerzen, meine bangen Ahnungen vor mir selbst und den andern so gut verleugnet — da — eine hitzige, erregte Stunde, ein giftiger Ärger, ein Zornesausbruch — und ich lag ohnmächtig am Boden.

Zu Hause, in meinem Bett fand ich mich wieder. Gertrud wusch mir das Blut von den Lippen.

Ach, warum jetzt schon? O, noch nicht, noch nicht —!

Der Arzt hat meine Krankheit auf dem Attest als „Lungenspitzenkatarrh“ bezeichnet. „Wenn Sie Ihren Auf-

enthalt im Süden wählen und sich absolute Schonung auferlegen, können Sie wahrscheinlich geheilt werden," sagte er.

Ich kenne die Lüge, welche „Lungenspitzenkatarrh" heißt.

Als ich einst einen Gesellen meines Vaters im Krankenhause besuchte, las ich auf dem schwarzen Schild über dem Bett das Grauenwort „Phthisis".

„Was heißt das?" fragte mich der Kranke mit forschendem Blick.

„Hm — das heißt — Lungenkatarrh," erwiderte ich mit verlegenem Räuspern.

„Nein, das heißt ‚Schwindsucht'," entgegnete ärgerlich der Todeskandidat. „Der Wärter hat es mir gesagt."

Ich erinnere mich noch deutlich, wie peinlich meine Verlegenheit war. Durch meinen Täuschungsversuch hatte ich den Armen noch mehr bedrückt.

Damals, als ich das bleiche, keuchende Gerippe vor mir liegen sah, mit den großen, runden Augen und den scharfroten Backen — damals schwur ich mir, wenn ich mich jemals sicher von dieser Krankheit behaftet wüßte, wollte ich mich sofort erschießen.

Ja, ja, vor diesen vier lieben Augen erschießt es sich nicht so leicht!

* * *

12. Oktober.

Stundenlang liege ich schweigend und regungslos auf meinem Kissen. Dann wende ich gern meine Augen nach dem Fenster und betrachte die Gardinenmuster. Ich zähle sie von oben nach unten, von links nach rechts: Eins, zwei, drei, vier ... oder stelle sie zu regelmäßigen Figuren zusammen, zu Quadraten, Rhomben, Sechsecken und so weiter, bis eine traumhafte Betäubung auf meinen Geist herabfällt. Dann stehe ich plötzlich als achtjähriges Bürschchen vor einem großen Schlehenbusch und schaue — statt in das blendende Gewirr der Gardinenfäden — in das glitzernde, weißbereifte Gewirr

der Zweige hinauf. Hand in Hand stehe ich da mit einem gleichalterigen Nachbarskind, einem blondzöpfigen Mädel.

Es ist Winter, und überall auf den Wiesen liegt weißer, schweigender Schnee.

Außer uns ist nur noch die Sonne auf der Welt; sie steht ganz tief und ganz rot am Himmel und wird gleich ihre Füße auf die Erde setzen, um zu uns heranzutrippeln.

„Ach, Schlehen schmecken schön!“ klingt es in unserm Innern. Die Mutter hat's gesagt.

Dann krieche ich hinauf in den Busch — die Kälte schneidet scharf in die Finger — und bringe eine ganze Mütze voll mit herab.

Es wird herzhaft hineingebissen; der Mund wird ganz eng und kraus; die Augen kneifen sich von selbst zusammen und haben Lust, Tränen zu vergießen; aber in unsern Herzen klingt es wie feierlichste Versicherung: „Ja, Schlehen schmecken wirklich schön.“

Und nun mit dem Schatz nach Hause.

„Sie sind noch nicht reif,“ sagt die Mutter.

Also legt man sie auf den Ofen; die Wärme wird sie schon reifen. Nach zwei Minuten sind sie reif und man probiert sie wieder.

„Ah —“

Der Mund und die Augen werden noch enger und krauser und kleiner als vordem.

„Ah, nun schmecken sie erst recht schön, was, Lisbeth?“

„Ja, recht — schön.“

Ich muß lächeln, und dann tritt Gertrud ein und findet mich lächelnd. Sie huscht schnell herzu und küßt mich, und ich bin glücklich, daß meine heitere Stimmung sie ein wenig zu beruhigen scheint.

O selige Ferne der Kindheit —! Könnt' ich noch heute so leicht verwinden, was herbe ist! —

* * *

25. Dezember.

Der Aufenthalt im Süden hat mir wohlgetan. Sobald ich mich aber etwas fester auf den Beinen fühlte, griff mit einem Male das Heimweh an. Ich stellte mir mein trauliches Wohnzimmer daheim vor und sah mein Kind sich plaudernd, lachend, bittend und bettelnd ans Knie der Mutter lehnen — und ich empfand die Stunden meiner Abwesenheit so schmerzlich als verlorene, wie keine andern je vorher.

„Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein —"

Gestern abend saßen wir alle drei glücklich unterm Tannenbaum, und der Abend verklang in Liebesworten und Kinderjubel.

Aber das Schönste am Weihnachtsfeste ist mir immer der erste Festmorgen gewesen. Wunder vergehen schnell, und die glänzendsten am schnellsten. Wenn wir aber als Kinder schon in dunkler Frühe jenes Morgens aus den Betten sprangen und mit verschlafenen Augen und nackten, frierenden Beinchen ins Wohnzimmer schlichen — siehe da, das Wunder war geblieben! Noch ragte da die stolze Tanne im Dunkel der Stube, und der goldene Stern in der Spitze warf schon den allerersten, schwachen Glanz des Wintermorgens zurück.

Heute sitz' ich nun ruhig in meinem Sessel und lese mit altem Entzücken in dem neuen Byron, den meine Gertrud mir gestern abend auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Ich stehe wieder ganz, wie in vergangenen Jahren, unter dem befangenden Zauber des bleibenden Weihnachtswunders; denn die Weihe der Nacht rinnt noch beständig durch diese stillen Morgenstunden. Ich labe mich am dunklen Grün der Tanne und erquicke mich an ihrem

germanischen Märchenduft. Es ist fast schon Mittag, und durch die tiefe Fensternische strömt die behagliche Wintersonne herein. Sie grüßt die blühenden Hyazinthen und Alpenveilchen auf dem Fensterbrett und führt, als sie das Köpfchen der kleinen Magdalene trifft, einen närrischen Freudenflimmertanz in ihren blonden Haaren auf. Wenn ich den Blick nach außen wende, sehe ich, wie der graue Rauch aus des Nachbars Schornstein steigt und sich träge über das dichtbeschneite Dach hinwälzt; sobald aber der Rauch in den Bereich des Sonnenscheins kommt, löst er sich schnell in leichtschwebende Silberwölkchen auf. Wär' ich Ludwig Richter, so würde ich das alles zeichnen und, wie ich es beim Betrachten seiner Bilder so oft getan, jeder Linie mit einem besondern Traum von deutschem Hausglück folgen.

Endlich wird es doch gar zu still um mich her; ich höre Magdalenchen nicht mehr trippeln, klopfen, lachen, hämmern und weinen. Ich blick' auf — sie liegt, von Spiel und Lust ermüdet, unterm Tannenbaum und schläft. Sie lächelt: das Stückchen Zuckerwerk, das über ihrem Kopf hängt, scheint ihr in den Traum gefolgt zu sein.

Ich lasse mich schweigend nieder aufs Knie, und mit aufgestützten Händen bücke ich mich über das liebliche Gesicht. Seltsam, daß ich erst vor einer halben Stunde immer und immer wieder die wunderschöne Stelle las, wie Haidi den Schlaf Don Juans hütet.

„Ein Kind, erblickt es goldnen Lichterschein,
Ein Säugling, der die Milch der Mutter trinkt,
Ein Betender, sieht er die Hostie weih'n,
Ein Seemann, wann des Feindes Segler sinkt,
Ein Araber, bei dem ein Gast kehrt ein,
Ein Geizhals, dem sein Gold entgegenblinkt,
All' sind entzückt; jedoch viel sel'ger macht,
Wenn teurer Wesen Schlummer man bewacht.

Da liegt so hold, so stille da ein Leben,
Das nur in unserm lebt zu jeder Stunde,
So regungslos, so unschuldsvoll ergeben
Und, wie es uns beglückt, ohn' alle Kunde.
Entschlummert ist sein Glück, sein Leid, sein Streben,
Versunken ruht's auf unnahbarem Grunde.
Da liegt, was uns so lieb, mit Reiz und Fehle,
Gleich einem Tode mit lebend'ger Seele."

In solcher Stunde fühlt man nur eines: an Liebe geben und immer geben, was eine enge Menschenbrust nur aufzubieten vermag. Ich habe das körperliche Gefühl, als ob ein beständiger Strom aus meinem Herzen flösse. Gewiß, das größte Glück ist nicht, geliebt zu werden, sondern zu lieben.

Jetzt hör' ich Gertrud in der Küche mit den Schüsseln klappern. Sie bereitet für uns drei das festliche Mittagsmahl. Sie ist glücklich, und weil ich mich wohl und gekräftigt fühle, hat sie sogar ihre Stimme wiedergefunden. Mit ihrer volltönenden Altstimme singt sie, wie man es oft im Glück tut, ein schwermütiges Lied:

„Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum.
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Die Blüten tät' ich sammeln
In einen goldnen Krug,
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenrot:
Was mag der Traum bedeuten?
Ach Liebster, bist du —"

Warum hält sie mit einem Male inne? Will das Wort „tot" nicht über ihre Lippen?

* * *

15. Januar 1878.

So stehe ich denn wieder mitten in den Freuden und Sorgen meines Amtes.

Ja, ja, Sorgen!

Ja, wenn jeder Irrtum für sich dastände! Aber blicken wir nicht oft bei der unklugen Antwort eines Schülers plötzlich in ungeahnte Abgründe des Irrtums? Belauschen wir nicht oft — und das ist das Beängstigendste — die Genesis des Irrtums, die mit furchtbarer Gesetzmäßigkeit vor sich geht? Der erfahrene Lehrer fühlt mit scharfem Instinkt unter der glatten Oberfläche des Wissens überall die versteckten Irrtümer wühlen. Er behauptet mit ernstem Gesicht irgend einen Unsinn, und aus geistiger Feigheit — sie ist den meisten Menschen angeboren — stimmen ihm alle zu. Fast alle.

Und der gewissenhafte Lehrer projiziert den Irrtum seiner Schüler auf die Ebene des zukünftigen Lebens. Da entrollen sich ihm große, düstere Bilder des unseligsten Wahns, den die Geschichte der Völker und der Individuen kennt ...

Ein Trost hält den Lehrer in solchen Stunden aufrecht. Nicht alles, was an guter Lehre für den Augenblick verschwunden und verschwendet scheint, ist verloren. Es sinkt, als ob es für den leichten Sinn des Kindes zu gewichtig wäre, tief hinab und ruht. Nach langen Jahren aber steigt es oft plötzlich, wenn die drängende Stunde es fordert, mit ganzer Macht empor.

* * *

27. Januar.

Heute kam eine Mutter mit ihrem Sohne zu mir: er habe die ganze Nacht geweint und nicht geschlafen, weil er seine Rechenaufgaben nicht lösen könne.

Der arme Junge! Er erinnert mich an schreckliche Tage

aus meiner reiferen Jugend. Wie ihm, so fehlten auch mir fast alle mathematischen Vorkenntnisse, als ich plötzlich vor Aufgaben gestellt wurde, die ich nicht entfernt begriff. In allen Wissenschaften kann ein beweglicher Geist Sprünge machen, kann er vorwegnehmen und Versäumtes gelegentlich nachholen — nur nicht in der Mathematik. Der Umstand, daß in ihr jedes Folgende aus dem Vorhergehenden erwächst, fordert einen ununterbrochenen Gedankenfaden. Wen dieser Ariadnefaden nicht leitet, für den ist die Mathematik die grausamste Peinigerin des Geistes, dem ist sie ein Labyrinth, in dem der Minotaur der Verzweiflung lauert. Ich weiß, mit welcher satanischen Unbarmherzigkeit diese Ziffern und Figuren uns in die Augen und ins Gehirn kritzeln, wie sie uns allen Genuß des Lebens verleiden, uns die schmerzlichsten Tränen entpressen, ja, uns dem Gedanken an Selbstmord nahe bringen. Ich hielt mich endlich für den ohnmächtigsten Geist, für den verlorensten Dummkopf und betrachtete die Hexenmeister, die mit diesen rätselhaften Dingen so behend und selbstverständlich umsprangen, mit verzehrendem Neid.

Es erwächst mir also wieder — wie in vielen andern Fällen — die aufreibende Arbeit, neben sechzig Schülern einen einzelnen besonders zu fördern. Immerhin — du sollst schlafen können, armer Junge!

* * *

28. Februar.

Heute habe ich einen langen Spaziergang nach meinem Heimatsort und den Gräbern meiner Angehörigen gemacht.

Es scheint in diesem Jahre früh zu lenzen. Noch liegt Eis in den Gräben; aber in der Luft herrscht schon jene Klarheit, die uns den fernsten Gegenstand so scharf umrissen zeigt, als ob wir mit kurzsichtigen Augen plötzlich durch konkave Linsen sähen.

Immer weiter durch verschwiegene Heckenwege dem Brachfelde zu, auf dem sie begraben liegen.

Ich weiß nicht, warum mir heute Schuberts „Winterreise“ immer in den Ohren klingt. Immer muß ich den „Leiermann“ vor mich hinsummen, dieses grauenvoll monotone Lied, diese zu ewigem Eis erstarrte Melancholie. Gertrud hat mich gebeten, es nicht oft zu singen, weil sie von unheimlichsten Schauern gepackt wird, wenn sie es hört.

Dort blinkt der Grabstein meines Vaters.

„Daß du gestorben uns seist, vermochten wir nimmer zu fassen;
Aber daß du gelebt, fühlen wir täglich aufs neu.“

Und was kann uns andres interessieren als das Leben? „Vitam, non mortem recogita!“ haben sie einem alten Dichter auf den Grabstein gesetzt. Es gibt keinen Tod; denn der Tod ist Verwandlung, und ist Verwandlung nicht Leben? Gewiß, wir sind unsterblich. Aber wir haben nur Verpflichtungen für dieses Leben, das wir kennen, nicht für ein zukünftiges, das wir nicht kennen.

Aber daß unser Ich aufhört — —!

Was liegt an unserm Ich?

Ich sah eine Seifenblase aufwärts steigen. „Mein Ich,“ rief sie, „mein vielfarbiges, glänzendes Ich will ich behaupten!“ Aber während sie sich blähte, zerplatzte sie; ihr ungebundenes Teil zerfloß im reinen Luftmeer, das übrige — ein Tropfen — fiel auf die Erde zurück.

Auf dem Rückweg komm' ich an einer ungeheueren, tiefen Sandgrube vorbei, die man im Volksmund die „Rolandskuhle“ nennt. Die einzige Menschenwohnung im weiten Umkreis ist das Müllerhaus neben einer schläfrigen Windmühle. Als Knaben glitten wir die steilen Abhänge dieser Grube hinab, um es den Cimbern und Teutonen gleichzutun, die auf ihren Schilden die Alpenwände hinabrutschten. Und uns stand nicht einmal diese schützende Unterlage zur Verfügung.

Hoch am Rand der Grube steht ein Wegweiser, der seinen einzigen Arm über endlose graue Felder ausstreckt und geradeswegs in den flatternden Nebel zeigt, der nun die Ferne verhüllt. Hier will ich mich einen Augenblick niedersetzen und an Hans denken.

„Einen Weiser seh' ich stehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück."

Du hast es mir nun einmal angetan für heute, geliebter Schubert.

Dicht vor meinem Hause kommen Weib und Kind mir entgegen. Magdalene ist außer sich; die Mutter hat ihr Schneeglöckchen gekauft.

„Papa, Papa!" ruft sie. „Schönes Blume, noch mehr Blume, noch mehr Blume, alles Blume!"

Ja, mein Kind, alles Blumen.

* * *

11. April.

Ich hab's gewagt — und die „schlimme Klasse" übernommen.

Was ist das, eine „schlimme Klasse"? Das ist eine auserlesene Sammlung von geistig und sittlich verwahrlosten Schülern, von solchen, die mehrere Jahre auf derselben Stufe verharren und wegen hochgradiger Beschränktheit oder mangelhaften Schulbesuchs und elender häuslicher Verhältnisse zurückgeblieben sind. Es sind nicht wenige darunter, die schon mit der Polizei und den Gerichten Bekanntschaft gemacht haben, ja, einzelne, die schon das Gefängnis von innen gesehen haben und leider nicht gesondert erzogen werden.

Ein trübes Bild, das ich täglich vor Augen habe. Die meisten sind Kinder der ärmsten Eltern; bei strömendem

Regen und herber Kälte kommen sie in dünnen Jacken und klaffendem Schuhwerk zur Schule. Ab und zu entdeckt man Halbverhungerte unter ihnen, die sich wochenlang von geringen Brotrationen nähren und vor Ermattung ganz verworren im Kopfe sind. Überhaupt: kranke, abgemagerte, kraftlose und unsaubere Gestalten an allen Enden. Viele von ihnen betrachten den Lehrer als einen feindlichen Plagegeist und setzen ihm einen versteckten, finsteren, passiven Widerstand entgegen.

Man hat mich gewarnt vor dieser schweren Arbeit. Aber wollen wir nicht Jünger Pestalozzis sein, des pädagogischen Messias? Und was hat der getan? Es hat mich immer mit ehrfurchtsvollen Schauern gepackt, wenn ich sein Wort las: „Ich konnte nicht leben ohne mein Werk."

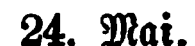
Ich weiß, daß mir aus dieser Arbeit noch tiefe Befriedigung quellen wird. Nur ruhig und freundlich und die armen Burschen bald zu gewinnen suchen! Und wo es not tut, ruhige Strenge! Es muß mir doch endlich gelingen, der leidenschaftlichen Erregung und der unbesonnenen Kraftverschwendung ein Ende zu machen.

* * *

17. Mai.

Schon in der Schule findet man jene seltenen Geister, die das nicht befriedigt, was an den schnurgeraden Landstraßen des Systems gezeigt wird. Sie begreifen das Gebotene sehr schnell und haben deshalb nicht selten den naseweisen Einfall, über ein Warum? und Weshalb? länger nachzudenken, als erlaubt ist. Wenn man sie fragt, geben sie oft verwirrte Antworten. Sie verirren sich in ihre kindlichen Grübeleien wie Rotkäppchen in den Wald, in den seltene Blumen sie immer tiefer hineinlockten. Manche frißt auch der Wolf, und nicht alle gibt er wieder heraus.

* * *



24. Mai.

Dahin hab' ich nun schon meine Verwilderten und Verwahrlosten gebracht, daß sie mir ihre Übeltaten sofort offen eingestehen, wenn ich es verlange. Sie wissen, daß ich die Verstecktheit hasse und unerbittlich bestrafe, die Offenheit aber fast immer durch Straflosigkeit belohne. Ja, ich habe sie zuweilen für ihre Ehrlichkeit mit einem Lob überschüttet, daß, ich gesteh' es, eine zarter organisierte Tugend davor errötet wäre. Einige sind sogar mit solcher Begeisterung ehrlich, daß sie nur in der Absicht kleine Streiche verüben, um sie eingestehen zu können. Natürlich habe ich nicht verfehlt, ihnen meine persönliche Anschauung dahingehend auseinanderzusetzen, daß zwar ein offenes Sündenbekenntnis sein unleugbar Gutes habe, daß ich aber die bestimmte Aussicht, der Grund für solche Bekenntnisse werde zukünftig in Wegfall kommen, als eine für mich sehr verlockende bezeichnen müsse.

Einerlei — es ist schon viel gewonnen, wenn sie Zutrauen haben!

* * *

15. Juni.

Ach, es wird mir doch schwer — schwer! Mit dem festen Vorsatz, mich nicht aufzuregen, beginne ich jede Stunde, und oft bin ich schon in der nächsten Minute aufgelöst vor Ärger und Entrüstung. Wie rapide meine Kräfte nun wieder sinken! Eine Angst befällt mich, daß ich mir doch zu viel zugemutet habe. Und doch widme ich meine freie Zeit nur der Erholung und Ruhe.

Am wohlsten wird mir des Abends, wenn ich mit Gertrud am offenen Fenster sitze und wir unser einfaches Mahl verzehren. Ich verstehe Rousseau, wenn er in seinen „Confessions" sagt, es seien die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen, deren Abende er so mit Therese Levasseur verbracht. Es ist schön, die große und die kleine Welt so

nahe bei einander zu haben. In einem Ohr den ewig wirren Schall, das rätselhafte Brausen — im andern die halbgeträumten Worte eines Kindes, das sich in den Schlaf plaudert.

Gertrud hat sich heute eine dunkelrote Rose an die Brust gesteckt, und sie ist ganz blühende Jugend.

Nach dem Essen betrachten wir den Abendhimmel.

Sehen sie doch wie ewige Felsen aus, diese Wolken, und wie ewiges Glück lagert es rosig auf den Wolkenhöhen. Jeden Tag verwehen und zerfließen sie; aber jeder Tag bringt neue und bildet neue Gestalten. Solange die Erde steht, hat sie nicht zweimal dieselbe Wolkenherde gesehen. So viele Gestalten die Wolken am Himmel zeigen, so viele Möglichkeiten liegen jenseits des Grabes. —

Siehst du dort das scharf umgrenzte Kastell, das sich eben bildet? Gold umfließt seine Bastionen und Zinnen. Plötzlich reißt sich mitten darin ein weites Tor auf, und unerschöpflich schüttet sich Feuergold daraus hervor. Der Abendhimmel wird von Minute zu Minute schöner; aber jede Wandlung mahnt uns, daß die Sonne sinkt.

Den ganzen Nachmittag hat der Donner gerollt, und der Himmel blieb bis gegen Abend von graublauen, undurchsichtig-klaren Gewitterwolken verhüllt. Es berührt wunderbar, wenn an solchen Tagen von Westen her ein neues Sonnenleben aufwallt und unsre lichtentwöhnten Augen verklärt. Tröste dich, mein banges Herz, auch von Westen kann noch ein Morgen kommen!

* * *

23. Juni.

In jedem Jahre mache ich die Entdeckung, daß meine Schüler mit jedem Tage schöner werden. Anfangs, bevor ich sie kenne, erscheinen mir ihre Gesichter fast alle gleich nichtssagend, gleichgültig, ja abstoßend und häßlich. Erst

wenn man sich in das Leben der Einzelseele forschend vertieft, erkennt man, daß dieses Leben auf dem Antlitz selbst des Kindes widergespiegelt ist, und sobald alle Schüler für uns Individuen geworden sind, begleiten wir jeden mit besondern Sorgen und Hoffnungen. So drückt sich endlich jedes Gesicht in unserm Gedächtnis ab, und von manchem Paar Augen ist mir der Abschied schwer geworden, weil mich daraus etwas anblickte, was mir vielleicht nie im Leben wieder begegnen wird.

* * *

25. Juni.

Als ich heute über den Korridor des Schulhauses ging, hörte ich die Klasse der Kleinen singen. Ich blieb vor der Tür stehen und lauschte.

„Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen,
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!"

Ich mußte mich an die Mauer lehnen; denn mir schwindelte —

* * *

1. Juli.

Diesmal ist es schlimmer geworden als je vorher. Es ist das Ende. „Höchstens noch drei Monate," sagt der Arzt.

Er schien sich so gründlich gebessert zu haben, der Bursche. Mein ganzes Vertrauen hatte er gewonnen. Und kaum ist er dessen sicher, so bestiehlt er mich und leugnet seinen Diebstahl mit unerhörter Frechheit.

Das war der Gnadenstoß. Himmel, wenn alle Mühe so verloren wäre! —

Gertrud weiß nun auch bestimmt, was uns bevorsteht.

Ihr vorausschauender Blick hatte es übrigens kommen sehen. Sie brach zusammen unter der niederschmetternden Gewißheit; aber dann entstand stillschweigend das Einverständnis zwischen uns, daß wir das Schwerste ruhig erwarten wollten.

Magdalenchen kommt noch so oft wie möglich an mein Bett und spielt mit mir, bis ich ihr langweilig werde und sie fortläuft. Ich bin ihr nicht munter genug.

„Geh fleißig um mit deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne —“

Was schießen die Tränen so heiß herauf? Schnürt mir das Wort „Jahre“ die Kehle zu? Freilich — nur noch Wochen — Tage. —

„Was liegt an unserm Ich?“ habe ich früher einmal geschrieben. Und doch macht ja das den Tod so grauenvoll, daß unser Ich sich gegen ihn stemmt. Daß ich diese weiche Wange nicht mehr an die meine pressen, diesen lieblichen Mund nicht mehr mit Küssen bedecken darf: das zerreißt mir ja die Seele! Warum, wenn drüben ein andres Leben anknüpft, warum dieser Abschied in zuckender Qual! Warum, wenn ich starr hier liege, bleiben die Meinen zurück in Nacht und Verzweiflung! Warum! Warum?

* * *

7. Juli.

Wir drei nutzen noch jede Stunde, um bei einander zu sein. Magdalene ist lieblicher als je vorher. Gertrud ist eine starke und große Seele. Sie wird Ergebung finden und noch glücklich sein in diesem Kinde.

Ich aber bin ruhig, ja fast zufrieden. Ein Leben hatte ich verloren und hab' es mir zurückerkämpft. Ich habe mein Schicksal überwunden und mich selbst. Mir ist in diesen Tagen so leicht, als ob ich fliegen könnte. Ich fühle schon jetzt, daß ich genesen werde.

Hans im Glück.

Eine Bülow-Anekdote.

Hans von Bülow war soeben gestorben und nun bereits auf dem Wege zum Himmel. Mit ganz kurzen Schritten schnellte er sich durch den Weltraum.

Er horchte auf: die Harmonie der Sphären!

Er neigte das Ohr. Plötzlich streckt er gebieterisch die schwarz behandschuhte Hand aus: „Der Stern da ganz hinten — der kleine blaue — höher das Gis!"

Als seinem Ohr Genüge geschehen war, schritt er mit einem zufriedenen Lächeln weiter, mit so einem anerkennenden Imperatorenlächeln, das Hunderttausende beglücken kann. Die Sterne leuchteten ordentlich auf und gaben sich doppelte Mühe.

Ob man ihn droben einlassen würde? Hm. Jedenfalls war er unsterblich; ob im Himmel oder in der Hölle — was macht das schließlich aus?

„Hans von Bülow, Hofpianist Seiner Majestät des deutschen Volkes," stellte er sich bei Petrus vor.

„Kenn' ich nicht!" knurrte Petrus und holte aus einem riesigen Bücherregal den dreiundneunzigtausendsten Band des „Universum": „Buchholz bis Bullerjahn."

„Unmusikalischer Mensch!" schnauzte Bülow vor sich hin, indem er nervös auf und ab trippelte.

„Legitimation?" brummte der Heilige weiter.

Aufs höchste belustigt, fing Bülow plötzlich an, wie ein Hahn zu krähen.

„Was soll das?“ fragte Petrus.

„Die Musik, mein Herr, die Sie kapieren. Sie gewohnheitsmäßiger Meisterverleugner! Am Ende schlagen Sie mir noch 'n Ohr ab. Adieu!“

Raschen Schrittes ging er durch die Himmelstür und ließ den grenzenlos verblüfften Torwart stehen.

Im Himmel war gerade Hauptprobe zu einem Abonnementskonzert. Am Dirigentenpult stand irgend ein obskurer Hofengel, den Kopf in die Partitur der „Eroika“ vergraben und in die blaue Himmelsluft hineintaktierend.

Bülow hatte sich ungeduldig eine Zigarette angesteckt und hörte den ersten Satz zu Ende.

„Bravo, meine Herren, bravo,“ rief er, leis in die Hände klatschend, „das nennt man Propaganda für die Hölle machen.“

Die Künstlerschar brach in einen Sturm der Entrüstung aus. Gerade war man im Begriff, den kecken Mann mit dem dünnen Knebelbart durch einen Diener hinausführen zu lassen wie aus einer Hofoper, als der liebe Herrgott erschien. Diesem wurde der unerhörte Vorfall berichtet.

„Mein lieber Hans — oder Hanusch? — oder Janos? — oder wie?“ fragte der Herrgott mit einem feinen Lächeln.

„Hier bitte Johannes!“ erwiderte Bülow, auch mit einem göttlich-feinen Zug um die Mundwinkel.

„Also, mein lieber Johannes, was gefällt dir denn an meinem Orchester nicht?“

„Die Musik, Majestät; das andere ist ganz gut.“

„Na, na, na, Bülow, deine scharfe Zunge mußt du hier besser im Zaume halten,“ versetzte der himmlische Vater etwas ärgerlich. „Deine Ohren sind zu grob für die himmlische Musik!“

„Pardon, Majestät,“ stieß Bülow hervor, in höchster Erregung auf und ab laufend, „Ihre Autorität in Ehren — ich lasse mir alles gefallen — aber auf mein Ohr — auf mein Ohr laß ich nichts kommen — das ist über jeden Zweifel erhaben —“

„Nun nun, schon gut,“ lenkte der Herr mit himmlischer Gutmütigkeit ein, „es war nicht bös gemeint. Stolz lieb' ich das Genie. Nun steig du mal hinauf und laß die ‚Eroika‘ spielen.“

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen. Während der Herr sich entfernte, um dem Sohn und dem Heiligen Geiste von dem bevorstehenden Genusse Kenntnis zu geben, bestieg der kleine Mann das Podium, um einzustudieren.

Und seltsam — sobald er nur den Stab erhoben hatte und den Blick gebietend umhergehen ließ, war alle Entrüstung und Widerspenstigkeit aus den tiefgekränkten Künstlerseelen gewichen; die Cellisten lechzten förmlich in freudiger Spannung, ihr Allegro con brio hinausstoßen zu können; die Oboisten bliesen in süßseliger Erwartung die Backen auf — und dann ging's los. Hei, wie das Allegro mit behender Wucht dahinfegte —: alles fühlte plötzlich im ganzen Körper, in jedem Haar und Nagel das große Glück des Rhythmus: der eine das sieghaft schwellende Gefühl, Rhythmus zu geben, die andern das schweigend wohlige Gefühl, ihn zu empfangen.

Ja, einige weibliche Engel unter den Zuhörern konnten der Versuchung nicht widerstehen, sich aufzuschwingen und paarweise im Dreivierteltakt „einmal herum“ zu fliegen.

Hans lachte still übers ganze Gesicht. Plötzlich schlug er scharf aufs Pult, und die Musik riß ab. Schweigend und mit schnellen Schritten drängte er sich durch die Reihen der Musiker, trat an das Pult eines Volontärstreichers und legte diesem die Hand auf die Schulter.

„Junger Mann,“ sagte er, „Sie greifen selbst für himmlische Verhältnisse noch zu hoch. Mäßigen Sie Ihr Temperament! Bitte diese drei Takte mal allein.“

Und dann ging es weiter, immer besser, immer reiner und schöner, und nach dem vierten Satze drängte Bülow sich wieder durch die Reihen, in einer anderen Richtung, um einem Manne der Flöte recht kräftig die Hand zu schütteln.

Mittlerweile hatten sich die Allerhöchsten Herrschaften und der ganze göttliche Hofstaat versammelt. Bülow musterte sein Publikum mit so ruhig-festen Blicken, als ob er die himmlischen Abonnementskonzerte schon seit Erschaffung der Welt dirigiert hätte. Schon wollte er nach dem Stabe greifen — da plötzlich wandte er sich mit einem kurzen Ruck dem lieben Herrgott zu.

„Verzeihung, Majestät — wo ist Beethoven?“

„Wo alle unverbesserlichen Demokraten sind: in der Hölle.“

Mit einem Satze war Bülow vom Podium herunter, um dem Ausgang des Himmels zuzueilen.

„Halt — wohin?“ rief der Herr.

„In die Hölle!“ sagte Bülow trocken.

„Und was da?“

„Dem Teufel zu seinem Geschmack gratulieren.“

„Hans, Hans?“ rief der Allmächtige, indem er den Finger drohend erhob. „Vorläufig hast du hier zu bleiben und die Eroika zu dirigieren; ob ich dann nachher dich in die Hölle schicke oder — Beethoven heraufhole“ (hier lächelte der Herr ein schalkhaft verheißungsvolles Lächeln), „das wird sich finden.“

„Meine Herren,“ sagte Bülow (da stand er schon wieder an seinem Pult) „meine Herren: wir spielen für Beethoven.“

Er sagte das schlicht, nachdrücklich, mit einem großen

Blick ins Orchester — hinter diesen Worten lag etwas Selbstverständliches, Heiliges, das plötzlich in jeder Brust verschwiegen und gewaltig hervorquoll — und der Stab des Kapellmeisters schlug mit festem Schlag den Es-dur-Akkord heraus.

Und Hans von Bülow war im ersten Satze wieder der jugendlich stürmende Held, der er noch gewesen, als er auf Erden zuletzt die heroische Symphonie dirigiert hatte, der starke hochgemute Feuergeist, der mit geballten Fäusten die drohend gewaltige Wucht der synkopierten Sforzandos herausgehämmert hatte, der sein Leben lebte — allegro con brio.

Und die Konsequenz eines solchen Lebens heißt Marcia funebre — der Trauermarsch hinter dem Sarge her, in dem die tausend Hoffnungen und Entwürfe, die Illusionen von der schönen Welt und den schönen Menschen zu Grabe getragen werden. Und Hans von Bülow kennt die versunkene, einsame Trauer, in der ein Großer sein Leid in scheuen, weichen Tönen vor sich hinspricht, das Ohr abgewendet von dieser Welt, den himmlischen Oboen und Flöten horchend, die die Seele locken, still und groß emporzuwachsen zur begeisterten, schmerzgeweihten Kraft.

Und wie in die Schatten der einsamen Kammer eines Tages unverhofft ein Sonnenschein hereinhüpft, so springt plötzlich und unverhofft eines Tages die Lebensfreude ins Zimmer und tanzt mit rosig-durchsichtigen Füßchen zu Geigen und Oboen ein flimmerndes Stakkato. So berückend dreht sie sich um sich selbst, so neckisch süß wiegt sie sich in den Hüften, daß alle Sinnenkraft von neuem heiß in uns erschwillt und in unserer Erinnerung hell und fröhlich das Jagdhorn klingt aus verrauschten Jugendtagen.

Aber dann der vierte Satz — was ist das? — — Eine Melodie steigt auf, sanft und weich, fast ein Hauch,

ein Säuseln nur — aber du fühlst es: dahinter kommt der Sturm gegangen.

Immer gewisser wird es, daß er kommt, immer deutlicher kündet er sich an. Alles tritt scheu zurück, um Platz zu machen der großen Flut.

Und nun — nun kommt sie, und seine breiten brausenden Wogen wälzt das Meer der Liebe daher, ertränkend alles Kleine und Gemeine, die Bosheit adelnd durch einen schönen Tod.

Wie oft wird von Liebe gesprochen, wie oft ihr Name gerufen. Aber nur selten, ganz selten spricht sie selbst.

Hier spricht sie. Mit vollem, tiefem Atem stößt sie ihr flehendes Gebot heraus, mit solchem Atem, wie er uns Menschen die Wangen rot und heiß und das Herz hämmern macht.

Und da es still geworden ist, blicken wir mit stillem, weit geöffnetem Auge auf ein breites, silbernes Meer, und durch alle Herzen wandelt schweigend das Wort: Es ist nichts außer der Liebe. — — —

Die Engel hatten mit zuckenden Gesichtern zugehört; nun ging durch den ganzen Himmel ein großes, seliges Weinen.

Und Gott sprach: „So habe ich den Beethoven noch nicht gekannt."

Hans von Bülow stand schon vor ihm. „Nun werde ich ihn wohl holen dürfen?"

Und der Herr nickte schweigend. Aber als Bülow schon an der Tür war, rief er: „Halt!"

Alles hing am Munde des Schöpfers.

Ein heiliges Lächeln lag auf den Zügen des Allmächtigen.

„Bring auch die andern mit!"

„Bravo, bravo, bravo!" schrie Bülow, in die Hände

klatschend, und fort war er. Das war eine Mission für ihn. — — — —

Die Hölle ist also aufgehoben. Der Teufel hat eine Stelle im Orchester erhalten, und zwar, seiner Stimmung und Gemütsart entsprechend, bei der Pauke. Oft möchte er in die sanfteste Kantilene hineinhauen mit einem furchtbaren Paukenknall — aber Hans lehrt ihn die Pausen innehalten.

Der Pudding.

Was ist ein Pudding?

Das Lexikon sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter.“

Unsinn. Ein Pudding ist ganz was andres. Ich will versuchen, darzustellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Es hat damit folgende Bewandtnis: Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt“ ist — und Befugte gibt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Tür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelchen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßchen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein: „Du — heute bibt es Puddich!“ und ist wieder weg. Die Tür läßt sie natürlich offen.

Also heute gibt es Pudding. Das stößt allerdings die Dispositionen des Tages um. Ich wollte eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formulieren; aber da es Pudding gibt, muß ich in die Küche. Das

ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so absurd erscheinen würde wie etwa der Einfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Pietät mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmackes zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln enthäutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jedes Stadium der Entwicklung mit sämtlichen Übergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — diejenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Kasserolle befinden.

Es tut mir leid; aber ich muß hier ausholen zu einer „theoretischen Erörterung". Ich sehe nämlich auf den Gesichtern einiger Leser ein sublimes Staunen darüber, daß man einem Pudding ein solch angespanntes Interesse entgegenbringen kann. Diese Leser gehören — mit Er-

laubnis — (ich nenne ja keine Namen!) — zu jenen nicht seltenen Mündigkeitspharisäern, die ihre eigene Kindheit vergessen haben. Ich erkläre es geradezu für eine der allerkonstantesten Naturerscheinungen, daß Kinder zu solchen Dingen wie Schokolade, Marzipan, Pralinees, Puddings, Apfelstrudeln, Schlagsahne und Limonaden eine unvergleichlich größere Zuneigung haben — ich sage nicht: als zu ihren Schulaufgaben; wir wollen uns nicht mit Selbstverständlichkeiten aufhalten — aber als zu solchen Genüssen wie Paprikaschnitzeln, Gulasch, Rollmöpsen, Mixed Pickles, Grätzer Bier und Doppelkümmel. Und allerdings ist nun die mit den Jahren der Reife anhebende Entwicklung von der Zuckerstange zur Salzstange, von der Mandelmilch zum Grog von Arrak eine ebenso regelmäßige Erscheinung. Aber ich vermag in solcher Entwicklung durchaus keinen Grund zu erkennen für einen Hochmut, der fast an das Selbstbewußtsein eines Menschen mit modernem Geschmack erinnert, der alle diejenigen verachtet, die sich nach fünfstündiger Wanderung auf einen Stuhl niederlassen, der kein Empirestuhl ist. Um so weniger soll man sich auf seine Geschmackswarzen-Gewöhnung etwas einbilden, als — wie wiederum eine unzweifelhafte Erfahrung lehrt — in späteren Jahren gewöhnlich eine Rückentwicklung zur Zuckerstangen- und Marzipanweis', zu jener auch von Fritz Reuter betonten „Süßmäuligkeit" der Greise eintritt und sich also — entsprechend dem Parallelismus in der Entwicklung der Einzelseele und der Weltseele — schon in den Grenzen eines Lebens jener Kreislauf der Erscheinungen vollzieht, der dem Kulturhistoriker das Material und den Anlaß zu einer „Geschichte des Geschmacks" gibt. Wir leiden alle — ein so vortreffliches Holz das Mahagoni ist — unter der intoleranten, zelotischen Mahagonie gewisser Kunstgewerbler; die Orthodoxie des Salzstangentums ist aber kaum weniger abgeschmackt. Die überlegenen,

universalen Persönlichkeiten haben sich auch immer darin bekundet, daß sie den Manieren und Moden ihrer Zeit nicht mit Hochmut nachliefen und diese ununterbrochene Beschäftigung als ununterbrochenen Fortschritt auffaßten, sondern das Echte, Starke und Schöne aus allen Perioden der Welt und ihres eigenen Lebens (die gegenwärtige eingeschlossen) erkannten, liebten und genossen. Und darin immerhin glaube ich Vorbild zu sein, daß ich Grog und Cuba-Importen vertrage und schätze und mir gleichwohl eine schöne, kindliche Unbefangenheit bewahrt habe gegenüber der Schlagsahne und dem Rosinenpudding. Seien wir wenigstens hierin Renaissancemenschen.

Ad vocem Rosinenpudding! Die Bereitung dieses Meisterstückes der Kochkunst ist auch darum für die ausführende Künstlerin mit starken Schwierigkeiten verknüpft, weil sie fortgesetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwischen den Rosinen und Mandeln einerseits und den Mäulern andrerseits wächst von Sekunde zu Sekunde; positiver und negativer Pol nähern sich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgend einer Zungenspitze eine Entladung stattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Rosinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen sonstigen im rohen Zustande genießbaren Ingredienzien. Es ist sehr wohl möglich, daß ohne diesen Umstand das Interesse der Korona minder stark wäre. Auch wir Erwachsenen pflegen ja an solchen Handlungen ein erhöhtes Interesse zu nehmen, bei denen etwas für uns abfällt. Ich weiß, meine Herrschaften, ich weiß. Sie ist unpädagogisch, diese Vorwegnäscherei. Ich hoffe, Sie dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin sofort recht gebe, Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele sprechen und daß Ihr Standpunkt der meine sei, voll und ganz. Aber sie eine Stunde lang zuschauen lassen

und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau so herzlos erscheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines zoologischen Gartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die schönsten Ochsen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines neutralen englischen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Brust eines Menschen bewegen, der der Bereitung irgend eines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in solchen Zuschauergefühlen. Ich weiß zum Beispiel mit absoluter Bestimmtheit, daß der Junge in diesem Augenblick, als seine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Rosinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Asch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das so auslöffeln dürfen! Diesen Inbegriff, dieses reinste Wesen des Puddings so allein in sich aufnehmen können!“ (Natürlich hat er diese Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigstens könnt' ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verstehe ihn; denn einst, o Wunder, war auch ich ein Knabe. Daher verstehe ich auch so gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angesichts des fertigen Teiges seine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich so dieser Teig auch schon eßbar sei. Sie gibt sich dabei die anerkennenswerteste Mühe, der Frage durchaus ihren rein wissenschaftlichen, rein akademischen Charakter zu wahren, indem sie ein ausschließlich intellektuelles Gesicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein intellektuelles Gesicht zu sehen vermögen, erkennen wir auch sogleich, daß auch dieser theoretischen Frage, wie so vielen andern, ein praktischer Wunsch zu Grunde liegt, der Wunsch nämlich, das schrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!“ ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wolltest du essen?“

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn essen kann, wenn man es will; ich will es natürlich nicht!“

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erst auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geschlossen ist, fragt das Kleinste: „Is er nu ferdig?“

Diese Frage wiederholt es während der nächsten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu strampeln anfängt („Ich will aber Puddich hab'n—n—n—n—n“ u. s. w.), in eine Stube für sich kommt, sich ausweint, den Daumen in den Mund steckt, den Kanarienvogel gewahr wird, sich in ein Gespräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigstens.

Die andern müssen an die Erledigung ihres Arbeitspensums gehen. Sie tun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltschweren Topfe.

Der Pudding, und zwar sowohl der eigentliche, schwerere Pudding, als auch seine leichtere Abart, der Flammeri, ist in rein geistiger Beziehung kein besonders zuträgliches Gericht, solange er noch nicht gegessen ist. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, sich unter die Formeln der Geometrie, unter die Klassen des Linnéschen Systems und sogar unter die deutschen Kaiser zu mischen, und so ist es verständlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der englischen Stunde das Gewieher der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation

I am putting
you are putting
he is putting
wir essen Pudding
ihr . . .

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Psychologie als „sich kreuzende Vorstellungsreihen" bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind. Daß andrerseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die ethische Bedeutung des Puddings über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —"

Das genügt vollkommen. Das wirkt zivilisierend wie Ceres im „Eleusischen Fest". Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andernfalls ist unter „Erziehung" bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der moralischen Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Tigernaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgedreht wird. Wenn ich die Kleinste — sie heißt Lore, aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und ein sehr revolutionäres Temperament hat, so nennen wir sie die Trikolore — also wenn ich die Trikolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach: „Denn triegst du heut' mittag tein' Puddich!"

Wenn ich dann aber das nächtliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den seltsamsten Umwegen immer wieder auf ihn zurückkamen und ihn wohl in seiner Werdestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält" wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige zwanzig Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können, das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heucheln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsre Kinder haben heute gar keinen Appetit, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen."

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs-, Protest- und Petitionssturm ist. Nur ist die Erregung bei ideellen Fragen nie so elementar wie bei materiellen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Endlich kommt der Moment von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schnalzende Bewegung mit dem Schwanze machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebens-

energie bedeutet. Jedes bekommt sein Pensum vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das Vocabulum solemne „Griffel“ — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen literarischen Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich Dinge zu schildern unternehme, die die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes: „Mutter, wie schön!“

Und erst ganz allmählich greift eine objektive Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geometrie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind, welche Figuren diese bilden u. s. w., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist“ oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich“.

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Ein Korrektiv unsrer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mittun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens“ nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidi“ gesagt. Er befestigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die

Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter“ ist nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblingsspeise wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die ich lieber esse, zum Beispiel Rebhühner mit Savoyerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnen will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergötzendes, Erfrischendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage: „Du, mach mal wieder 'n Pudding!“

Asmus Sempers Jugendland.

Der Roman einer Kindheit.

Von **Otto Ernst.**

M. 3.50; in elegantem Originalband M. 4.50.

Ein Buch, das seit einigen Wochen das Entzücken meiner ganzen Familie ist, auf dessen Vorlesung sich alt und jung freut.
(Deutsche Zeitung.)

Es ist wirklich ein entzückendes Buch. (Kunstwart.)

Wer das Buch in die Hand genommen hat, legt es nicht eher fort, bis er es zu Ende gelesen hat. (Hamburger Echo.)

Durch das Ganze weht ein geradezu unversieglicher Humor, wie ihn nur die größten Humoristen aufzuweisen haben.
(Pester Lloyd.)

Ein echtes Volksbuch, in dem Sinne, daß für das Volk das Beste gerade gut genug ist. (Breslauer Morgenzeitung.)

Ein Buch voll echter Poesie, durchtränkt von allen guten Geistern gemütlichen Humors, ein Buch voll farbigen Lebens und leuchtender Schönheit, ein Buch, das zu den besten gehört, welche die deutsche Literatur besitzt.
(Neues Wiener Tagblatt.)

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.





